

Zeitschrift: Neujahrsblatt / Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

Herausgeber: Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

Band: 56 (1878)

Artikel: Basel während der Vermittlungszeit bis zur Einnahme der Festung Hüningen : 1803-1815

Autor: Wieland, Carl

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1007002>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

56.

LVI.

Neujahrsblatt

für

Basels Jugend,

herausgegeben

von

der Gesellschaft zur Beförderung des Guten
und Gemeinnützigen.

1878.

Basel.

Druck von Chr. Krüsi in Basel.
1878.

Inhaltsanzeige der früheren Neujahrsblätter.

1. Erzählungen aus der Basler Geschichte in zwangloser Reihenfolge.

- I. 1821. (Bernoulli, Dan.) Isaac Iselin
- II. 1822. (Burckhardt, Jac., Obersthelfer, später Antistes). Der Auszug der Rauracher.
- III. 1823. (Hanhart, Rudolf,) Basel wird eidgenössisch. 1501.
- IV. 1824. (Hagenbach, R. R.) Die Schlacht bei St. Jacob. 1444.
- V. 1825. (Hagenbach, R. R.) Die Kirchenversammlung zu Basel 1431—1448.
- VI. 1826. (Hagenbach, R. R.) Die Stiftung der Basler Hochschule 1460.
- VII. 1827. (Hagenbach, R. R.) Erasmus von Rotterdam in Basel. 1516—1536.
- VIII. 1828. (Hagenbach, R. R.) Scheit Ibrahim, Johann Ludwig Burckhardt aus Basel.
- IX. 1829. (Hagenbach, R. R.) Rudolf von Habsburg vor Basel. 1273.
- X. 1830. (Hagenbach, R. R.) Bürgermeister Johann Rudolf Wettstein auf dem westphälischen Frieden. 1646 und 1647.
- XI. 1831. (Hagenbach, R. R.) Das Jahr 1830, ein wichtiges Jahr zur Chronik Basels.
- XII. 1832. (Burckhardt, A.) Die Schlacht bei Dornach am 22. Juli des Jahres 1499.
- XIII. 1835. (Burckhardt, A.) Landvogt Peter von Hagenbach.
- XIV. 1836. (Burckhardt, A.) Das Leben Thomas Plater's.
- XV. 1837. (Burckhardt, A.) Das große Sterben in den Jahren 1348 und 1349.
- XVI. 1838. (Burckhardt, A.) Das Karthäuser Kloster in Basel.
- XVII. 1839. (Burckhardt, A.) Der Rappenkrieg im Jahre 1594.
- XVIII. 1840. (Burckhardt, A.) Die ersten Buchdrucker in Basel.
- XIX. 1841. (Heuzler Abr.) Die Zeiten des großen Erdbebens.
- XX. 1842. (Burckhardt, A.) Hans Holbein der Jüngere von Basel.
- XXI. 1843. (Wackernagel, W.) Das Siechenhaus zu St. Jacob.
- XXII. 1844. Jubiläumschrift: (Reber, B.) Die Schlacht von St. Jacob an der Birs.

2. Die Geschichte Basels von den ältesten Zeiten bis zur Einführung der Reformation, in zusammenhängenden Erzählungen dargestellt.

- XXIII. 1845. (Fechter, D. A.) Die Rauraker und die Römer, Augusta Rauracorum und Basilia.
- XXIV. 1846. (Burckhardt, Jac., Professor.) Die Alamannen und ihre Bekhrung zum Christenthum.
- XXV. 1847. (Streuber, W. Th.) Bischof Haito, oder Basel unter der fränkischen Herrschaft.
- XXVI. 1848. (Burckhardt, Theophil) Das Königreich Burgund. 888—1032.
- XXVII. 1849. Jubiläumschrift: (Burckhardt, Th.) Bürgermeister Johann Rudolf Wettstein auf der westphälischen Friedensversammlung.
- XXVIII. 1850. (Fechter, D. A.) Das Münster zu Basel.
- XXIX. 1851. (Fechter, D. A.) Bischof Burchard von Hasenburg und das Kloster St. Alban.
- XXX. 1852. (Fechter, D. A.) Das alte Basel, dargestellt nach seiner allmäßigen Erweiterung bis zum Erdbeben 1356.



Alb. Landerer del.

Lith. v. J.J. Hofer, Zürich.

LVI.

N e u j a h r s b l a t t

für

B a s e l s J u g e n d,

herausgegeben

von

der Gesellschaft zur Beförderung des Guten
und Gemeinnützigen.



1878.

Druck von Chr. Krüsi in Basel.

Basel

während der Vermittlungszeit

bis zur

Einnahme der Festung Hüningen

1803—1815.

Von

Dr. Carl Wieland.

Die Vermittlungs-Akte Napoleons, über deren Grundzüge der Schluß des letzten Neujahrsblattes berichtet hat, verlieh der Schweiz den langersehnten und langentbehrten Frieden. Zwar war vielfach der Knoten zerschnitten, willkührlich über die Streitfragen abgeurtheilt worden, so daß sie nicht vollständig ihren Abschluß hatten finden können, aber für den Augenblick war das Wichtigste, das dringend Nothwendigste geschehen: das Chaos, in dem die Schweiz sich aufzulösen drohte, war durch einen Bundesvertrag, der allen Partheien außer den Anhängern des Einheits-Staates etwas zu bieten schien, verdrängt und ein geordneter Zustand eingeführt worden.

Zustand der
Schweiz.

Das Volk konnte wieder, namentlich da auch augenblicklich Friede herrschte, den bürgerlichen Geschäften obliegen und die vielfach erlittenen Verluste durch neue Arbeit zu ersezzen suchen. So allgemein war das Bedürfniß nach Ruhe, daß 1804 ein Aufstands-Versuch der Bauern am Zürcher-See, welche wegen des Gesetzes über den Loskauf von Bodenzinsen und Zehnten der kantonalen Regierung Widerstand leisteten, durch den Landamann von Wattenwyl mit fast allseitiger Zustimmung rasch unterdrückt und die Rädelsführer mit eiserner Härte bestraft werden konnten. Merkwürdig rasch vernarbten auch die Wunden, welche der Krieg dem Nationalwohlstande geschlagen. Mit vereinten Kräften wurde an die Ausführung des von dem edlen Hans Conrad Escher von Zürich vorbereiteten Werkes, der Correction der Linth geschritten und hiendurch einer

der im Kriege am meisten geschädigten Gegend aufgeholfen. Aber während die Landbevölkerung mit Ruhe und Erfolg sich ihrem Berufe widmen konnte, hatte der Großhandel und die Industrie mit Schwierigkeiten aller Art zu kämpfen. Die fortwährenden Kriege, in welche Napoleon sich in der Folge stürzte, namentlich der beständige Kampf, den er mit England führte, verhinderten die Entwicklung eines stetigen, ruhigen Verkehrs zwischen den verschiedenen Ländern, ohne welchen diese Zweige menschlicher Thätigkeit nicht gedeihen können. Der Verkehr mit den überseischen Ländern war in Folge des Krieges mit England sehr erschwert, manchmal fast unmöglich. Durch seinen abenteuerlichen Versuch den englischen Handel zu Grunde zu richten, durch die Absperrung des Festlandes gegen englische Manufacturwaaren und gegen die Producte der englischen Colonien, rief Napoleon in Frankreich mancherorts eine ungesunde Industrie in's Leben, die nur durch künstliche Mittel auf einer gewissen Produktionsfähigkeit erhalten werden konnte. Um sie gegen die Concurrenz des Auslandes zu schützen, wurde durch ganz gewaltige Zollansätze Frankreich gegen Erzeugnisse der Industrie der Nachbarländer vollständig abgeschlossen. Diese konnten nicht hoffen, für ihre Waaren dort einen Markt zu finden, während die französischen Handelsartikel durch keine Zollschränke von der Einfuhr in die Gebiete der Verbündeten abgehalten werden. Unter diesen Zuständen hatte die schweiz. Industrie ungemein zu leiden; fast unser ganzes Land war rings durch Zölle und Schlagbäume wie mit einem eisernen Gürtel umgeben. Die Zahlungseinstellungen einiger angesehener Häuser Basels in jener Zeit beurkunden die Schwierigkeit der damaligen Lage. — Die Colonial-Waaren begannen Luxus-Artikel zu werden; denn ein Pfund Caffe oder Zucker kostete fabelhafte Preise. Wer sie nicht zu erschwingen vermochte, mußte sich mit traurigen Surrogaten behelfen. Auch in politischer Beziehung begann der Druck, den der „erhabene Vermittler“, wie man Napoleon nennen mußte, sehr bald empfindlich fühlbar zu werden. Je mehr in ihm „der Kaiserwahn“ sich entwickelte, und das Dämonische seines gewaltigen Wesens hervortrat, um so gefährlicher wurde die Lage der Schweiz ihm gegenüber. Angstlich mußte Alles vermieden werden, was seinen leicht entzündbaren Zorn hätte reizen können. Die Wahl eines ihm nicht genehmen Gesandten, oder die Bezeichnung eines ihm nicht zusagenden Mannes als General über die zu einer Grenzbefestigung aufgestellten Truppen konnten ihm die Drohung entlocken: „Seht Euch vor; was hindert mich, in einer schlaflosen Nacht Euer Land einem meiner Marschälle zu schenken!“ Mit ängstlicher Vorsicht mußte daher gehandelt werden, und die Geschichte wird stets dankbar der Bemühungen der mit der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten betrauten Staatsmänner, namentlich zweier derselben gedenken, die mit ebensoviel Weisheit als Würde ihre Stellung bekleideten: des Landammans d'Affry von Freiburg und von Wattenwyl von Bern. — Bange Ahnungen, Napoleon werde seine Drohungen ausführen, mußten die Gemüther erfüllen, als

er 1810 Wallis, das 1802 ohne Rücksicht auf die flehentlichen Bitten der Bevölkerung von der Schweiz losgerissen und zu einer selbstständigen Republik war umgeformt worden, endgültig mit Frankreich einverleibt und als kurze Zeit nachher trotz allen Protestationen des Landammanns französische Truppen den Kanton Tessin besetzten, in der ausgesprochenen Absicht, die Abtretung dieses Landestheiles zu erpressen. Bereits im März 1806 hatte er von Preußen sich Neuenburg abtreten und sofort durch seine Truppen besetzen lassen, um seinen Marschall Berthier mit diesem Fürstenthume zu beschaffen. In den Zeitungen durfte aller dieser Vorgänge kaum Erwähnung geschehen; denn jede Regelung patriotischer Empfindlichkeit mußte strengstens gehandelt werden. Ging doch Napoleon in seiner Ueberwachung so weit, die Gründung einer Generalstabs-Schule und den Versuch, das eidg. Militairwesen zu verbessern, was namentlich der Landammann von Wattenwyl anstrebte, auf das strengste zu verbieten. Außer während wenigen „Trüll“- und Musterungstagen durften die schweiz. Milizen keine Instruction erhalten. Dagegen wurde ein gewaltiges Contingent zu der französischen Armee verlangt. Bereits im Jahre 1803 hatte die Schweiz die Militär-Capitulationen mit Frankreich erneuern und sich verpflichten müssen, beständig ein Hilfs-Corps von 10,000 Mann unter den französischen Fahnen zu halten. Allein die Werbungen hatten nicht den gewünschten Erfolg; noch zu Anfang des Jahres 1807 fehlte die Hälfte dieser Zahl. Napoleon drohte die Zwangs-Conscription einzuführen, wenn die Ergänzung nicht mit aller Energie betrieben werde. Die Kantone und Gemeinden wurden daher gezwungen, durch bedeutende Anwerbungs-Prämien die Mannschaft zum Kriegsdienste anzulocken; liederliche Bursche und Wirthshauslärmer wurden mancherorts zwangsläufig in die Regimenter gestellt. Aber alle diese Mittel reichten nicht hin, die vielfachen Lücken zu ergänzen, welche die Kämpfe in Spanien, die Schlachten in Russland in die Reihen derselben rissen. Ueberall an die gefährlichsten Posten gestellt, bewährten diese Truppen durch ihre zähe Tapferkeit, durch ihre Todesverachtung, wie durch unerschütterliche Manneszucht die alten schweizerischen Soldaten-Tugenden. Von ihren Heldenthaten berichten die französischen Generale nur wenig; ungekannt und ungenannt sind sie zu Tausenden auf den Schlachtfeldern geopfert worden:

Kein Stein und kein Zeichen!
Doch rauschen die Eichen:
Hier ruht in der Saat,
Ein wack'rer Soldat!

Diese immer sich erneuernden Begehren Napoleons nach frischer Mannschaft waren es namentlich, welche auch jenen Schichten der Bevölkerung, die sonst den Druck seiner Herrschaft weniger verspüren mochten, namentlich der Landbevölkerung, die Aenderung dieses Zustandes erwünscht machen mußte, und es erklärt uns dies, warum das Sinken

der Macht Napoleons den sofortigen Umsturz der von ihm gegründeten politischen Organisation zur Folge hatte.

In Basel waren mit der Einführung der Vermittlungs-Akte größtentheils unbedingte Anhänger der alten, früheren Zustände an die Leitung des Staatswesens berufen worden. Sie eröffneten ihre Laufbahn leider mit einem Schritt, der unheilvolle Folgen hatte: mit der Wiedereinführung der früheren Kunstprivilegien. Handwerks-Erzeugnisse, die nicht in der Stadt waren versiegelt worden, durften fortan nicht mehr in dieselbe eingeführt werden. Sie wurde wieder, wie vor 1798 gegen die Landschaft abgeschlossen. Schwer und blutig mußte man Anfangs der Dreißiger-Jahre büßen, was 1803 war gesündigt worden!

Weit weniger Eifer bewies die Regierung in Verbesserung bestehender Mängel im öffentlichen Leben, namentlich bezüglich der Hebung des Schulwesens. Ein früheres Neujahrsblatt, welches die Biographie des sel. Prof. Hagenbach enthielt, hat in lebendiger Weise geschildert, wie trostlos es damals mit den öffentlichen Schulen bestellt war. Man hatte dieß schon längst vor Ausbruch der Revolution gefühlt und damals eine Commission zur Ausarbeitung einer bessern Organisation aufgestellt. Die Revolutions-Zeit brachte die begonnene Arbeit in's Stocken; man hätte erwarten dürfen, daß die eingetretene Ruhe sofort benutzt würde, um dieselbe wieder aufzunehmen. Es vergingen aber Jahre, bis irgend etwas in dieser Beziehung geschah. Erst als Peter Ochs in die Regierung eingetreten und den ihm und seinen Talenten gebührenden Einfluß erlangte, war einige Thätigkeit in diesem Zweige der Staatsverwaltung bemerkbar. Im Jahre 1807 wurde eine neue Schulordnung für das Land erlassen und endlich 1813 erschien ein Gesetz, das alle Lehranstalten, die Hochschule inbegriffen, umfaßte und eine den Zeiten angemessene Organisation aufstellte. Vergeblich hatten die Professoren, die mit einer so weitgehenden Veränderung nicht einverstanden waren, feierlich dagegen Protest erhoben; sie mußten sich dem Ausspruche des Gesetzgebers fügen. Zur gleichen Zeit, 1812, hatte die Gemeinnützige Gesellschaft durch Errichtung einer trefflich geleiteten Töchterbildung-Anstalt eine empfindsame Lücke im Schulwesen ausgefüllt; bis zu dieser Zeit war für die Ausbildung der Mädchen, außer durch Privatschulen, nichts geleistet worden.

Als einer der Directorialorte hatte Basel während dieser Zeit zweimal, 1806 und 1812, die Ehre, sein Standeshaupt als Landammann der Schweiz erhöht zu sehen und die Tagsatzung, die Versammlung der Abgeordneten der Kantone bei sich zu empfangen. Der schöne Saal, in welchem dermalen der Bürgerrath sich versammelt, wurde beide Male zu ihren Sitzungen hergerichtet.

Im Jahre 1806 war Andreas Merian Landammann. Seine Thätigkeit wurde namentlich durch die Abtretung Neuenburgs an Frankreich in Anspruch genommen. Raum nämlich hatte sich das Gerücht von der bevorstehenden Besitznahme dieses

Gebietes durch Napoleon verbreitet, als eine Anzahl schweizerischer, namentlich baslerischer Kaufleute ungeheure Mengen englischer und schweizerischer Baumwollfabrikate und anderer Waaren, deren Einfuhr in Frankreich verboten war, dorthin sandten. Napoleon wurde wütend ob dieser Nachricht und die ganze volle Schale seines gewaltigen Zornes ergoß sich auf den Landammann, welcher diese leidige Angelegenheit anfänglich mehr vom kaufmännischen, als vom politischen Standpunkte aus beurtheilt hatte. Er mußte dem Befehle des Kaisers gemäß viele der angesehensten Kaufleute Basels ohne Verhör, Schuldige wie Unschuldige, in Haft setzen, die erst nach längerer Zeit aufgehoben wurde. Und nur dadurch konnte Merian den gewaltigen Herrscher besänftigen, daß er sofort ein Verbot der Einfuhr englischer Waaren durchsetzte. Sämtliche Kaufleute mußten eidlich die Quantität und die Gattung der in ihren Magazinen befindlichen Handels-Artikel angeben und ohne Erlaubniß der Obrigkeit durfte hierüber nicht verfügt werden.

Mit wie wenig Rücksicht Napoleon die Schweiz, deren Neutralität er doch zugesichert hatte, behandelte, beweist der Durchmarsch des Corps von General Molitor im Jahre 1809, als die französischen Heersäulen gegen Österreich in Bewegung gesetzt wurden. Am 11. März erschien plötzlich ein französisches Reiter-Regiment vor dem St. Johann-Thor und verlangte die Rheinbrücke benützen zu können, da bei Hüningen keine Anstalten vorhanden seien, um den Fluß zu passiren. Der Regierung von Basel blieb nichts anderes übrig, als den Durchmarsch zu gestatten und so durchzog an diesem und den folgenden Tagen eine starke Division französischer Truppen unsere Stadt. Die Protestationen der Regierung und des Landammanns wurden gar keiner Antwort gewürdigt.

Im Jahre 1812 hatte Bürgermeister Peter Burkhardt die wichtige Stellung eines Landammanns der Schweiz zu bekleiden. Bei der Eröffnung der Tagsatzung erschöpfte er sich in Huldigungen gegen den Kaiser, dessen Sohn, den König von Rom, er zu wiederholten Malen als das „gebenedete Kind unseres höchsten und besten Freundes, unseres wahren Beschützers“ pries. In ähnlicher Weise drückte sich der Gesandte von Waadt aus. Aber diese unterthänigen Huldigungen stachen grell ab gegenüber den allgemeinen Klagen über den gänzlichen Zerfall des Handels und der Gewerbe, in Folge deren die Tagsatzung sich bewogen sah, ein dringendes Schreiben an Napoleon zu erlassen, um Gestattung der Einfuhr schweizerischer Handels-Erzeugnisse in das französische Reich gegen einen mäßigen Ansatz. Als dieses Schreiben Napoleon zugestellt wurde, befand er sich im Heerlager der großen gegen Russland gesammelten Armee. Wenige Zeit nachher machte der allmächtige Lenker der Weltgeschichte seinem bisherigen Siegeslaufe ein gebieterisches Ende. Seine glänzende Armee wurde zerstört; die von ihm unterdrückten Herrscher Deutschlands verbanden sich mit Russland und Dank einer nie geahnten, gewaltigen Erhebung des deutschen, namentlich des preußischen Volkes konnte seine Nebermacht gebrochen werden.

Bevor wir die Ereignisse weiter verfolgen, wollen wir einen flüchtigen Blick auf das alte Basel selbst werfen. Manches Nachfolgende wird richtiger gewürdigt werden, wenn wir uns die Dertlichkeiten vergegenwärtigen.

Das alte Basel.

Die Stadt trug noch vollständig im Äußern wie im Innern das Gepräge einer alten Reichsstadt. Die Neuzeit erst hat ihr mit unerbittlicher, fast unberechtigter Strenge diesen aristokratischen Charakter abgestreift. Es umzäumte sie damals eine alte, hohe Ringmauer, aus welcher einige zwanzig Thürme, die Thore nicht eingerechnet, mit ihren Zinnen malerisch emporragten. Ein breiter, nicht tiefer Graben lief, wenigstens vor der größern Stadt, rings um die Mauer. Doch diente er nicht ausschließlich kriegerischen Zwecken. Parcellenweise war der Boden an Bürger vermietet, die daselbst je nach Geschmack ihre Gärtnchen sich errichteten. Es war ein wunderlieblicher Anblick, in den ersten warmen Frühlingstagen hinabzuschauen in all' die Blüthen und Blumen, die drunter in üppiger Fülle sproßten. Aber weder Mauer noch der Graben, so wenig als die paar zur Zeit des dreißigjährigen Krieges erstellten Bastionen, wären im Stande gewesen, der Stadt bei einem Handstreich eines entschlossenen Feindes Schutz zu gewähren, geschweige denn einen ernstlichen Angriff abzuhalten. — Rechtzeitig wurden Abends die sieben Stadthöre geschlossen, im Winter bereits um $\frac{1}{2}$ 6 Uhr Abends. Wer den Warnruf der Glocken, die während einer Viertelstunde zur Heimkehr in die Stadt mahnten, überhörte, war, wenn nicht ganz ausgeschlossen, doch zum geduldigen Ausharren verurtheilt, bis die höhere Erlaubniß zum Eintritte in das Thor eingeholt war. — Um die Stadt zog sich, vonheckenumzäunten Wegen durchkreuzt, ein Kranz von Rebgeländern; noch zeugt davon der Name „Mostacker“. Viele Bürger besaßen ein kleines Stück Land, das „Gütlein“, außer den Thoren, das die Gemüse für die Haushaltung liefern mußte.

In der Stadt selbst bestanden noch die ältesten Stadtgräben vom Seidenhofe bis zum Harzgraben; längs denselben zog sich auf beiden Seiten eine schmale Fahrbahn, nur an wenigen Stellen, namentlich bei den Schwibbogen, durch Brücken oder Viadukte verbunden. In den äußern Vorstädten, namentlich der St. Albvorstadt vom Schönenweg, zu St. Elisabethen, bei der Kanonengasse reihten sich Garten an Garten. Wo jetzt stattliche Wohnhäuser sich erheben, erscholl damals zur Herbstzeit der Jubel froher Gäste in lustigen Rebgängen.

Auch die alten Stadttheile, innerhalb der Schwibbogen, in welchen der weitaus größte Theil der Bevölkerung, Reich und Arm, in schönster Abwechslung wohnte, wies viele unbebaute Stellen und Plätze auf. Wohl waren einige Straßen, z. B. die Eisen-, die Sporren-Gasse, die untere Freienstraße weit enger als jetzt; aber die Hinterhäuschen waren noch nicht behufs Erzielung besseren Ertrages zu thurmhohen Miethkasernen und Arbeitsstätten erhoben worden; Luft und Licht konnten daher in manche Räumlichkeiten dringen, deren angenehme Bewohnung uns heut zu Tage fast unmöglich erscheint. Nur

wenige Häuser waren von verschiedenen Haushaltungen bewohnt. Der große Umfang der Stadt im Verhältniß zu der geringen Bewohnerzahl, kaum 16,000 Seelen, gestattete durchschnittlich ein bequemes Wohnen. Die besseren Häuser des Mittelstandes wiesen breite, luftige Haussäulen, das „Sommerhaus“ genannt, auf, in welchem die Familie zur guten Jahreszeit die Mahlzeiten einnahm, sich aufhielt. Für festliche Anlässe stand das Wohnzimmer im ersten Stocke, von einem Salon wußte man nichts, offen, die Schlafzimmer waren in den oberen Stockwerken vertheilt. Die Verkaufsläden, die Arbeitsstätten der Handwerker im Erdgeschoß, meistens mit weitem Bogenfenster gegen die Straße, hatten vielfach im Winter keinen Abschluß gegen die Witterung; keine reichausgestatteten Schaufenster lockten die Käufer herbei; diese mußten meistentheils von der Straße aus ihre Einkäufe besorgen. Luxus-Gegenstände waren überhaupt wenig hier zu finden; einzige während der Messe konnten Diejenigen, welche sie nicht direct von auswärts beziehen wollten, was auch nur während der Messezeit gestattet war, sich solche hier verschaffen. Die Geschenke für die Kinder kaufte man zur Messe beim „Nürnberger“ ein. — Vor den meisten Häusern war ein Bänklein auf der Straße angebracht, auf welchem bei gutem Wetter die Frauen strickend und nähend, die Kinder hütend, mit den Nachbarinnen sich unterhielten. Der schwache Wagenverkehr, der durch die Straßen sich zog, beeinträchtigte dies Leben im Freien nur wenig. Kam je einmal ein breiter Güterwagen der Bank zu nahe, so suchten Jung und Alt ihren Schutz auf dem Sitz. — Und wie die Stadt im Neuzern, so hatte auch die Bürgerschaft das Altväterliche, Zurückgezogene, fast beschränkte Wesen der früheren Jahrhunderte treulich bewahrt. Wohl verkehrten die großen Handelshäuser mit fast der ganzen Welt, bereits begannen die Seidenbänder nach dem großen Continente jenseits des Oceans eine Absatzquelle zu finden, und schmiegte sich die reichere Gesellschaft selbst in religiöser Beziehung den ausländischen Anschaungen an; aber die größere Menge der Bevölkerung, namentlich die durch ihre Privilegien gegen jeden Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossenen Handwerker, wollte und vermochte auch nicht von dem Althergebrachten abzuweichen. Außer dem Kantons-Blatte und dem Avis-Blättchen, welches Einmal in der Woche die verlorenen und gefundenen Gegenstände aufzählte, Dienstanträge und Dienstgesuche und Anderes mehr den Lesern mittheilte, erschienen hier keine periodischen, namentlich keine politischen Blätter. Allerdings enthielt das Kantons-Blatt, wenn, wie 1809 der Fall war, baslerische Truppen an der Grenze lagen die Berichte der Kommandanten über das Be- finden der Mannschaft. Wer aber mehr geistige Nahrung und Neuigkeiten verlangte, und nicht die französischen Journale oder die „Allg. Augsburger Zeitung“ halten konnte, las den „aufrichtigen Schweizerboten“ Bscholke's, der in Marau erschien.

Auch das gesellschaftliche Leben bewegte sich durchschnittlich in enggezogenen Schranken. Außer den Concerten der Musikgesellschaft, die bis 1808 an den Mittwoch-Abenden

von 5 Uhr bis 7 Uhr stattfanden, an welche sich ein Ball, der bis 9 Uhr dauerte, anschloß, und den ziemlich mangelhaften Theatervorstellungen im alten, jüngst niedergerissenen „Ballenhause“, kannte man wenig oder gar keine öffentlichen Vergnügungs-Gelegenheiten. Selbst an den Fastnachtsbällen mußte mit Mitternacht das Tanzen aufhören. — Die Straßen waren des Nachts nicht beleuchtet. Wer nach 10 Uhr Abends ohne Laterne auf der Straße getroffen wurde, mußte auf dem nächsten Wachtposten sich ausschreiben, und wurde nach hinterlegter Buße mit einer Ordonnanz nach Hause geleitet. — Noch im Jahre 1810 wurde eine Verordnung erlassen, wonach bei einer Hochzeit nicht mehr als acht Kutschen benutzt werden durften. — Diesem Stillleben bereiteten die Ereignisse in Europa ein urplötzliches Ende.

Aus Deutschland drang im October die Kunde von der Niederlage Napoleons bei Leipzig, von dem Absalle der süddeutschen mit ihm bisher verbündeten Fürsten, von seinem Rückzuge über den Rhein und dem siegreichen Vormarsche der verbündeten preußischen, österreichischen und russischen Armeen gegen Frankreich. So unerhört, so unglaublich erschien diese Nachricht, daß die schweiz. Blätter erst vierzehn Tage nachher ihren Lesern etwas hievon zu berichten wagten, gewiszt durch das Verfahren gegen Buchhändler Flick von Basel, der den vorzeitigen Abdruck des offiziellen Bulletins Napoleons, worin die Catastrophe in Russland 1812 war zugestanden worden, schwer hatte büßen müssen.

Im Allgemeinen mochte in der Schweiz dies Ereigniß nur die Hoffnung erwecken auf eine Milderung des napoleonischen Joches; an eine Änderung der Bundesverfassung, an eine Beseitigung der bisherigen Zustände dachte man nicht. Einzig in Bern begann sofort eine kleine aber rührige Zahl von Aristokraten sich zu regen und den Umsturz der bestehenden Verfassung zu betreiben. An die Verjagung der napoleonischen Fürsten in Deutschland knüpften sie die Hoffnung auf Wiederherstellung der eigenen früheren Macht; denn der Verlust der schönen Landvogteien in der Waadt und im Aargau war nicht leicht verschmerzt worden.

Der Landammann der Schweiz, Bürgermeister Reinhard von Zürich, rief, als die siegreichen deutsch-russischen Heersäulen dem Rheine sich näherten, eine Tagsatzung auf den 13. November zusammen. Nicht ohne Besorgniß wies er in seinem Kreisschreiben auf die Möglichkeit hin, daß die Schweiz in den Strudel der kriegerischen Ereignisse könnte hineingezogen werden. Man kann sich beim Lesen desselben des Eindrückes nicht erwehren, der Landammann habe schon damals kein rechtes Zutrauen mehr in die Erhaltung der Schweizerischen Neutralität gehabt. Inzwischen entschloß er sich einige Bataillone zur Besetzung der Jura-Linie aufzubieten. Oberst von Herrenschwand erhielt den Befehl, mit zwei, später vier Bataillonen, und zwei Artillerie-Divisionen die nordwestlichen Grenzen der Schweiz möglichst zu sichern.

Mit Einmuth beschloß die Tagsatzung am 18. November, daß die Schweiz in dem bevorstehenden Kriege gegen alle Mächte die vollkommenste Neutralität bewahren solle und daß für die Unverletzbarkeit ihres Gebietes, für die Aufrechthaltung ihres Bestandes alle Kräfte gemeinsam wirken sollten. Zu diesem Behufe wurde dem Landammann das erste Contingent von 15,000 Mann zur Verfügung gestellt und General von Wattewyl zum Oberbefehlshaber bezeichnet. Durch außerordentliche Gesandte sollte dieser Beschuß den kriegsführenden Mächten angezeigt werden. Eine Truppenzahl von 15,000 Mann, höchst mangelhaft ausgerüsteter, überaus mangelhaft instruirter Milizen, war das Neuerste, was die Schweiz damals aufzubieten im Stande war und von diesen wurden durch den Landammann trotz allen Begehren des Generals blos circa 10,000 unter die Waffen gerufen. Wenn in dem Beschuß den Ständen auferlegt wurde, daß 2. ebenso starke Contingent in Bereitschaft zu halten und sogar das 3. zu organisiren und in den Waffen zu üben, so mußte dieser Befehl an den meisten Orten ein unausführbarer bleiben; denn mit Ausnahme weniger Kantone, wie Bern und Waadt, hatten die Stände nichts gethan, um das Wehrwesen auf einen irgendwie erklecklichen Stand zu bringen.

Hier in Basel begann die Behörde die Ausrustung der Milizen zu betreiben und zwar wurde wie dies in der Schweiz gemeiniglich der Fall ist, zuerst an den Uniformen geändert; namentlich wurde den Offizieren andere Tschakos vorgeschrieben, da die bisherigen eine zweckmäßige Dekonomie weit überstiegen. Wie es mit der Instruction der Truppen beschaffen war, geht aus der Mittheilung hervor, daß die Artillerie seit langen Jahren nicht mehr im Zielschießen sei geübt worden. Im Allgemeinen scheint man sich der Hoffnung hingegeben zu haben, die hochherzigen Befreier Europas werden den schweizerischen Boden nicht betreten, und wiegte man sich in dem Wahne, es genüge, daß die schweizerische Grenze recht sichtbarlich abgesteckt werde, um das Betreten derselben durch die alliirten Truppen zu verhüten. Daher wurde das Bauamt beauftragt, längs den Grenzen Pfähle mit der Inschrift: „Schweizer Grenzen“ aufzustellen und die Birz-Mönchensteiner- und Wiesen-Brücke mit Schlagbäumen zu versehen, die Nächts geschlossen werden sollten.

Ernster und richtiger als die politischen Behörden schauten die militärischen Chefs in die Zukunft. Der einsichtsvolle Chef des Generalstabes, Oberstquartiermeister Finsler, vielleicht der tüchtigste General-Offizier, den die Schweiz in diesem Jahrhundert besaß, verhehlte sich nicht, daß das langsame Heranrücken der alliirten Armeen gegen den Oberrhein deren Absicht bekunde, durch die Schweiz nach Südfrankreich zu marschiren, während von französischer Seite, wo keine Truppenmassen angehäuft waren, nichts zu befürchten sei. Und gleicher Meinung war der in Basel commandirende Oberst von Herrenschwand. Dieser befand sich vielleicht in einer der schwierigsten Lagen, in welche

je ein schweizerischer Offizier gestellt worden. Mit einer Division von kaum 5000 Mann sollte er die nördliche Grenze von Basel bis Lauffenburg vertheidigen. Dabei darf man, um die ihm gestellte Aufgabe richtig zu würdigen, nicht vergessen, daß damals das Bis-thum Basel noch zu Frankreich gehörte und die französische Grenze bis gegen Mönchen-stein und über das Bruderholz sich erstreckte, daß ein allfälliger Rückzug also blos gegen den Hauenstein hin bewerkstelligt werden konnte. Zu diesen äußeren Schwierigkeiten gesellten sich noch innere. So eifrig man in Basel die Erhaltung der schweizerischen Neutralität wünschte, so wenig war man doch geneigt, die erforderlichen Opfer hiefür zu bringen. Wie anders kann die Weigerung ausgelegt werden, Truppen bei den Bürgern auch nur vorübergehend einzquartieren zu lassen?

Oberst von
Herrenschwand.

Der Rath, eifersüchtig auf seine Machtvollkommenheit, sah in jeder Maßregel des Divisionärs, die nicht seiner Billigung unterbreitet war, einen Eingriff in seine Rechte. Nach seiner Auffassung hätte Herrenschwand sich ihm unterordnen und seine Befehle entgegennehmen sollen. Wie eigenthümlich nimmt sich doch der Rathsbeschuß aus, daß die Herren Häupter ersucht werden, dem Herrn Obersten willfährig zu sein, da wo es sich thun lasse; wichtige Dinge aber dem Kriegsrath zur Kenntniß zu bringen: oder die Klage, daß der Herr Oberst die Herren Häupter von seinen Vorkehrungen gar nicht in Kenntniß seze! Wenn Herrenschwand die Ausbefferung der Stadtmauern, der Stadthore verlangt, so wird dieß in der Rathssitzung erst reiflich erwogen und gemarcket, wie weit man gehen dürfe. Wurde doch die Frage ganz ernsthaft erörtert, ob man dem Herrn Obersten die im Zeughause befindlichen Kanonen, über welche er verfügen wollte, ausliefern müsse oder nicht!

Es gehörte lange Zeit zum Glaubensbekenntniß eines richtigen Basler Bürgers, den Obersten von Herrenschwand, oder wie der Volkswitz ihn umtaufte, den „Herr Ver-schwand“, zu verabscheuen. Aber man bedachte nicht, wie wenig diese und ähnliche Zänke-reien, die von baslerischer Seite ausgingen, geeignet waren, ihm Zutrauen zu den baslerischen Behörden einzuslößen.

Im Allgemeinen ging seine Instruction dahin, die Stadt Basel nur gegen einen Ueberfall sicher zu stellen, dagegen keine eigentliche Vertheidigung derselben zu unternehmen, indem dieselbe keinem Bombardement dürfe ausgesetzt werden. Im Falle eines Angriffs solle ein angemessener Widerstand geleistet und Gewalt kräftig abgewiesen werden. Der Feind sei durch das Tirailiren der Vorposten und ihr langsames Zurück-ziehen und durch die Hindernisse bei den Thoren Kleinbasels so lange aufzuhalten, bis dieser Stadttheil geräumt, der Rückzug über die Brücke bewerkstelligt und die Vertheidigung derselben vervollständigt sein würde. Zu diesem Behufe mußte die eine Hälfte der Brücke sofort abgedeckt werden, damit die andere Hälfte im Falle der Noth um so rascher abgeworfen werden könne.

Er sollte aber sorgfältig vermeiden, daß keine Feindseligkeit von eidgenössischer Seite ausgehe, damit nicht, wie es oft geschieht, dem Schwächeren die ersten Schritte zur Last gelegt werden.

Diese Auszüge aus den ihm ertheilten sehr oft wechselnden Instructionen, die an Unbestimmtheit nichts zu wünschen übrig lassen, reichen hin, um die Verlegenheit zu erklären, in welcher er sich befand.

Während er die gewaltigen Truppenanhäufungen am Oberrheine sich nur als Vorzeichen eines Einmarsches in die Schweiz erklären konnte, suchte ihn der Landammann Reinhard mit der Zusicherung zu beruhigen, daß der Übergang über den Rhein unterhalb Hüningen stattfinden werde; was seine Lage noch schwieriger machte, war, daß die nur allzu sichtbare Unzulänglichkeit der Vertheidigungsmittel den Soldaten nicht entging und ihr Zutrauen schwächte.

Während dieser Rüstungen und Vorbereitungen in der Schweiz waren die von der Tagsatzung an die kriegsführenden Mächte abgeordneten Gesandten an ihren Bestimmungsorten angelangt. Schultheiß Rüttimann von Luzern und Bürgermeister Wieland von Basel in Paris, Alois von Reding und Seckelmeister von Escher von Zürich in Frankfurt a. M. — In Paris war die Aufnahme der Gesandten eine überaus freundliche und wohlwollende; gleich in der ersten Conferenz mit Caulaincourt, dem Minister des Auswärtigen, gelang es sich die Anerkennung der schweizerischen Neutralität durch Napoleon zuzichern zu lassen, da dieselbe im Interesse Frankreichs liege. Der Kaiser selbst empfing sie aufs Beste, versprach, Allem gerne beizustimmen, wodurch das Glück und die Ehre der Schweiz gesichert werden könne. Seinem Beispiel folgend wetteiferten seine Untergebenen in dem Bemühen, den schweizerischen Gesandten Artigkeiten zu erweisen. Namentlich bestrebten sich die Marschälle Berthier und Ney, ihnen die Nothwendigkeit und die Möglichkeit einer Vertheidigung des schweizerischen Bodens nachzuweisen. Sie vergaßen aber, daß Napoleon selbst durch seinen Gesandten noch in jenem Augenblick vor jeder größeren Truppenaufstellung warnte. Uebrigens gaben sich weder Napoleon noch seine Minister Illusionen in dieser Beziehung hin. Als Wieland am Abend des 23. December durch einen Expressen, Herrn Battier, vom Rath in Basel die Nachricht von dem stattgehabten Einmarsche der alliierten Armeen erhielt, beeilte er sich, dieß Caulaincourt mitzutheilen, der noch keine Kenntniß hievon hatte. Weit entfernt, sich in Anklagen gegen die Schweiz zu ergehen, erwiderte er sehr ruhig und artig: „es war vorauszusehen: on pouvait s'y attendre!“

Weniger leicht war die Aufgabe der in das deutsche Hauptquartier beorderten Gesandten: sie hatten hier in dem vielförmigen Rath mit den verschiedenartigsten Einflüssen und Strömungen zu kämpfen und zu rechnen. — Die alliierten Monarchen hatten sofort nach der Schlacht bei Leipzig außerordentliche Gesandte nach Zürich gesandt mit

Die alliierten
Monarchen.

dem Auftrage dem Landammann zu eröffnen, die verbündeten Monarchen beabsichtigten in keiner Weise, die Schweiz in ihrer Ruhe zu stören, wohl aber wünschen sie dieselbe mit allen gegen Napoleon aufgestandenen Völkern zu befreien. Die nach Frankfurt abgeordneten schweizerischen Gesandten konnten sich daher nicht verhehlen, daß ihr Auftrag dort im Allgemeinen nicht günstig werde aufgenommen werden. Auch sonstige Nachrichten wiesen darauf hin, daß man in Deutschland dem Bestreben der Schweiz, bei dem allgemeinen Kampfe unthätig zu bleiben, nicht günstig gestimmt war. Außerdem waren bereits Abgeordnete einer in Bern existirenden Partei in das Hauptquartier geeilt, um daselbst für eine Beseitigung der bisherigen Bundesverfassung, die Wiederherstellung des früheren Zustandes, namentlich die Wiedergewinnung Aargaus und der Waadt zu arbeiten.

Bei dem österreichischen Cabinet fanden diese Einflüsterungen geneigtes Gehör, während Kaiser Alexander von Russland, unter dem Einfluß der Waadtländer Laharpe, seines Erziehers, und des Generals Jomini stehend, diesen Prätentionen entgegentrat. Aber Alexander von Russland war keine energische Natur und verstand es nicht, seinen Wünschen und Ansichten im Rathe der Heerführer entschiedene Geltung zu verschaffen. In den militärischen Kreisen war der Durchmarsch durch die Schweiz entschiedene Sache; die Intrigen, die Wichtigthuerei jener bernischen Patrizier, die das vielgenannte Waldshuter Comité bildeten, hatten auf diesen Entschluß keinen weiteren Einfluß, als daß sie dessen Ausführung erleichterten. Es existirt ein Feldzugsplan des österreichischen Generalstabes aus dem Ende der 90er Jahre, in welchem ein Vormarsch der Armee gegen Frankreich ausgearbeitet war, mit der Aufgabe, das Hochplateau von Langres zu erreichen, welches als der Schlüssepunkt zu den Operationen in Frankreich betrachtet wurde. Wer die Zähigkeit berücksichtigt, mit welcher die Österreicher an einmal gefassten Plänen hingen, wird es begreiflich finden, daß auch dies Mal wieder das Plateau von Langres als die zu erreichende Position bestimmt wurde. Die Ausführung dieses Planes war aber ohne Betreten des schweiz. Bodens nicht möglich.

Auch die Rücksicht mochte mitgewirkt haben, daß es unthunlich wäre, bei den bevorstehenden Operationen ein von Frankreich abhängiges, von einer kriegstüchtigen Nation bewohntes Land in der Flanke zu haben, über dessen Stimmung man keine genaue Kenntniß hatte. Die verbündeten Heerführer sahen den Durchmarsch durch die Schweiz nicht als eine so leichte Sache an, wie man wohl annehmen könnte. Der einstimmig gefasste Beschuß der Tagsatzung, mit allen Kräften den vaterländischen Boden zu verteidigen, hatte nicht verfehlt, großen Eindruck auf sie zu machen: die Thatsache, daß entschiedene Gegner Frankreichs, wie Aloys von Reding, diesen Beschuß vor den Monarchen vertraten, befürkte sie in der Befürchtung, daß die Schweiz demselben thatkräftigen Nachdruck geben werde. Es schien aber nicht räthlich zu sein den Einmarsch er-

zwingen zu müssen; wie leicht konnte dieß Napoleon bestimmen, den Schweizern Hilfe zu bringen, und wie gefährlich war es, die Operationsbasis in einem feindselig gestimmten, besiegtene Lande zu haben. Es lag daher den Verbündeten ungemein viel daran, auf die eine oder andere Weise die Schweiz ihrem Zwecke dienstbar zu machen. Und hier boten sich ihnen die bernischen Aristokraten als willkommene Werkzeuge dar. Von einer einigen Schweiz stand ein ernstlicher Widerstand zu erwarten, von einer durch innere Spaltungen zerrissenen war nichts zu befürchten. Während daher die offiziellen schweizerischen Gesandten mit allgemeinen Phrasen wohlwollender Gesinnungen hingehalten wurden, ohne eine bestimmte Zusicherung zu erhalten, benützte der österreichische Staatskanzler von Metternich die Sendlinge der aristocratischen Partei um durch Anzettelung innerer Unruhen Misstrauen zu stiften und die Vertheidigungs Anstalten zu lähmen. Zu diesem Behufe ordnete er einen diplomatischen Agenten von Senft-Pilsach nach Bern ab, mit dem Auftrage den Umsturz der bestehenden Kantons-Regierung, die Wiederherstellung der alten aristocratischen Verfassung zu betreiben und Hoffnungen auf die Wiedergewinnung der Waadt und des Aargaus zu erwecken.

Als alle diese Minen zum Springen bereitet waren, als man die Gewißheit hatte, im Innern der Schweiz keinen Kampf bestehen zu müssen und die Concentration der Truppen am Oberrheine vollzogen war, wußte man Alexander von Russland zu bestimmen, das Hauptquartier zu verlassen und dem Karlsruher Hofe einen Besuch abzustatten. Während seiner Abwesenheit wurde der Einmarsch in die Schweiz beschlossen. Man ersparte ihm dadurch das Unangenehme, mit seinen eigenen Worten in Widerspruch zu gerathen.

Inzwischen waren in Basel die Vertheidigungsanstalten so weit vollendet, als Seitens des Generals verlangt war. Die Thore waren zur Hälfte verrammelt, die im Verfall begriffenen Stadtmauern nothdürftig ausgeflickt, die Brücke zum raschen Abdecken hergerichtet; auf der Schiffslände, die damals noch halb verbaut war, stand ein Zwölfpfunder, der seinen Feuerschlund drohend gegen den Brückenzugang richtete!

Am 17. Dezember meldete sich ein österreichischer Offizier bei Oberst von Herrenschwand und überbrachte ihm die mündliche Einladung des österreichischen Generals von Langenau, sich am 19. Dez. Morgens zu einer Unterredung auf dem Vorposten vor Lörrach einzufinden. Sein Antrag war sehr dringend. Er sprach von dieser Unterredung als von entscheidender Wichtigkeit für die Schweiz und gab unzweideutig zu erkennen, es sei von den alliierten Monarchen ein neues System angenommen: ihre Heere würden in die Schweiz einrücken. Herrenschwand, von dieser Mittheilung durchaus nicht überrascht, beeilte sich, dem General von Wattenwyl, der sein Hauptquartier in Aarau hatte, hievon Kenntniß zu geben und ihn um Verhaltungsbefehle zu bitten. Am 18. Nachts erhielt er die Ermächtigung, diese Unterredung anzunehmen; Wattenwyl schrieb ihm vor,

Der Durchmarsch.

die kräftigsten Vorstellungen und Protestationen zu machen und keinerlei Verpflichtungen zu übernehmen. Sollte General von Langenau auf Befehle der Monarchen sich stützen, so habe er zu erklären, daß er sich, um nicht bei der feindlichen Übermacht unnützen Widerstand zu leisten, zurückziehen werde.

Von seinem Adjutanten, Hauptmann von Fischer, nachmals Schultheiß in Bern, begleitet, begab sich Herrenschwand nach Lörrach. Hier theilte ihm der österreichische General den erhaltenen Befehl zum sofortigen Einmarsch in die Schweiz mit und bemühte sich, ihn zu bestimmen, ohne Kampf die Grenzen zu verlassen. Herrenschwand protestierte mit Würde gegen diese Verleihung gegebener Zusicherungen und verlangte Aufschub, um genaue Verhaltungsbefehle von seinem Generale einholen zu können. Ein in österreichischen Diensten stehender Schweizer, von Salis-Soglio, der bei dieser Verhandlung anwesend war, mischte sich nun in das Gespräch, das hiernach eine erregtere Wendung nahm. Als alle seine Vorstellungen fruchtlos geblieben, berief sich Herrenschwand auf die ihm ertheilten Befehle und erklärte, er werde sich der Verleihung des schweiz. Gebietes mit allem Nachdrucke widersezen. Nun wollte Salis-Soglio an die politischen Gesinnungen der beiden schweiz. Offiziere appellieren und das Verlassen der Grenzen als diesen förderlich empfehlen. Aber Hauptmann von Fischer brauste in jugendlichem Ungestüm auf und rief: „Sie wagen es, einem schweizerischen Offizier ein schmähliches Verlassen der vaterländischen Grenze Angesichts des Schlachtfeldes von St. Jacob zu zumuthen; uns bleibt nichts Anderes übrig, als nach dem Beispiel unserer Vorfahren uns bis auf den letzten Mann zu vertheidigen.“ Diese entschlossene Sprache bewirkte endlich, daß ein Aufschub von 24 Stunden gewährt wurde, genügend, um vom General von Wattenwyl Instructionen einzuholen. Herrenschwand unterließ nicht, das Schicksal von Basel wegen der Nähe der Festung Hüningen hervorzuheben und in Bezug auf die Lasten des Durchmarsches um beruhigende Zusicherungen zu bitten. Diese wurden ihm mit Bereitwilligkeit gegeben. Man versprach, Hüningen sofort einzuschließen, berief sich auf die wohlwollende Gesinnung der Monarchen und sicherte die strengste Mannschaft zu.

Sofort nach seiner Rückunft in Basel erstattete Herrenschwand Bericht an den General über diese Conferenz und erbat sich Verhaltungsbefehle. Die Lage der Dinge machte ihm das strengste Stillschweigen zur Pflicht. Die Ansichten der Einwohnerschaft von Basel und ihre Erwartungen über das Verhalten der eidg. Truppen waren so verschieden als das Interesse der Einzelnen. Schon seit einiger Zeit herrschte Spannung zwischen ihr und den Truppen der einzelnen Kantone, sowie unter diesen selbst. Die Gährung der Gemüther war bei den widersprechenden Gerüchten und bei dem Vorgefühl einer nahenden Krisis auf einen bedenklichen Grad gestiegen. Leicht hätten Unordnungen und Unruhen ausbrechen können, wenn vor dem Eintreffen der Antwort Wattenwyl's die Nachricht vom bevorstehenden Durchmarsche wäre bekannt geworden.

Und abgesehen von innern Unruhen, so stand ein Angriff seitens der Besatzung Hüningens zu befürchten, wenn etwas von dem Vorhaben der Alliierten verlautbar geworden wäre. Dieses Stillschweigen, das doch im Interesse Basels lag, ist Herrenschwand aber namentlich zum Vorwurfe gemacht worden.

Abends 6 Uhr, kurz vor Thorschluß, erhielt der eidg. Divisionär von dem österreichischen General von Bubna, der das Commando der zum Einmarsch bei Lörrach bereitstehenden Colonne übernommen hatte, die offizielle schriftliche Anzeige, daß er diese Nacht noch mit der Avantgarde der großen alliierten Armee den Rhein passiren werde; der Ueberbringer dieser Depesche fügte mündlich bei, daß der Einmarsch spätestens nach Mitternacht stattfinden solle. Nun zögerte Herrenschwand auch nicht länger, der Regierung Basels Anzeige hievon zu machen. Aber erst 8 Uhr Abends empfing er von Wattenwyl den entscheidenden Befehl, den Rückzug anzutreten. Wattenwyl selbst war kaum eine Stunde Zeit gegönnt gewesen, um den zu fassenden Entschied zu erwägen.

Herrenschwand sandte nun sofort seinen Adjutanten nach Lörrach mit dem Auftrage, die Annahme einer Uebereinkunft zu bewirken, deren Entwurf ihm übergeben worden. Aber Fischer traf dort Alles bereits in voller Bewegung an, so daß man sich keine Zeit nehmen konnte, die einzelnen Capitulationsbedingungen zu durchgehen. Immerhin wurde eine Uebereinkunft aufgesetzt, deren (für Basel) wichtigster Artikel darin bestand, daß möglichste Sicherung der Stadt gegen Unternehmungen von französischen Truppen zugesagt wurde.

Um 2 Uhr Nachts kehrte Fischer mit dieser Convention zurück und übergab dieselbe dem Staatsrath von Basel, der von 8 Uhr Abends bis 3 Uhr Morgens zusammenfaß. Gleich nachher verließ Herrenschwand unsere Stadt. Um 11 Uhr Nachts bei starkem Regen begann der Abmarsch der eidg. Truppen aus Basel. Traurig, verstimmt, unter zuweilen sehr scharfen Bemerkungen der Bewohner, zogen die Krieger aus unserer Stadt, deren Bewachung dem Basler Bataillon Frey übertragen wurde. In diesem stillen Gehorchen, in diesem ergebenen Erfüllen einer traurigen Pflicht liegt wohl ein besserer Beweis für die opferwillige Gesinnung der Truppen, als in dem Zerschlagen der Waffen, das anderwärts soll vorgekommen sein; denn diejenigen, welche in solcher Weise ihrem Unmuthe Luft machen, sind gemeinlich die ersten, die im Ernstfalle davonlaufen.

Wohl mag und muß man es beklagen, daß in jenem Augenblicke keine Gegenwehr geleistet wurde — und fügen wir gleich bei — geleistet werden könnte, daß ohne Kampf, ohne Opfer die schweizerischen Grenzen verlassen worden sind: es wären der Schweiz manche Demüthigungen in der Folge erspart geblieben. Man thut aber der historischen Wahrheit gewaltigen Zwang an, wenn einzelne Personen hierfür verantwortlich gemacht werden und dies beklagenswerthe Ereigniß nicht als eine Folge der ganzen Lage der

Schweiz in jenem Augenblicke betrachtet wird, wie sie fast mit Naturnothwendigkeit aus den Kämpfen der vergangenen Jahrzehnte sich gestaltet hatte.

Unruhig, angstvoll verstrich für Basel die lange Dezembernacht. Man erwartete ständig einen Angriff Seitens Hüningens, welchem die baslerische Truppe keinen Widerstand würde leisten können. Die erregte Phantasie malte sich den Kampf zwischen Franzosen und Alliierten in den düstersten Farben aus. Die Stunden dehnten sich zu Ewigkeiten, bis endlich Morgens gegen 9 Uhr die Spitzen der alliierten Armeen sich den Thoren näherten. Eine Deputation des Rathes empfing den Commandanten derselben, den Fürsten von Lichtenstein, und nun begann der Durchmarsch. Ununterbrochen reihte sich Regiment an Regiment, endlos schienen die Trains der Artillerie, die Wagencolumnen; mühsam wandten sie sich durch die engen Straßen unserer Stadt. So dauerte es ununterbrochen einige Tage. In all dem Gedränge und Getümmel, das durch Basel wogte, blieb nur Eine Miene in dem gewohnten Geleise. Nach wie vor, und unbekümmert um die Exzellenzen und Fürsten, die unter ihm vorbeizogen, versah mit gewohnter Grandezza der Läffenkönig zum höchsten Gaudium der Soldaten seine Pflicht. Während ein Theil der Armee durch die Schweiz das südliche Frankreich, ein zweiter durch das Bisthum das Hochburgund gewinnen mußte, schlug der dritte sofort den Marsch gegen das Elsaß an; hiebei wurde die von Invaliden bewachte Feste Landskrone nach kurzer Beschließung durch die Bayern eingenommen. Gar trefflich war die Marschordnung nicht eingerichtet; denn während Basels Straßen durch die Durchmarschirenden vollgefropft waren, erschien plötzlich eine Cavalleriedivision, die bei Rheinfelden den Rhein überschritten hatte und half die Verwirrung vermehren. Hätte nur ein mäßiges französisches Corps im Sundgau sich dem Einmarsche widersezt, so würden die alliierten Heerführer ihren Pedantismus bitter haben büßen müssen.

Merkwürdiger Weise blieb Seiten Hüningens Alles still und während der ganzen Zeit des Durchmarsches, dessen Lärm doch bis zu ihm dringen mußte, versuchte der Commandant, General Chancel, in keiner Weise denselben zu stören, was durch einige gegen die Rheinbrücke gerichtete Schüsse leicht hätte geschehen können.

Am Abend des 21. December blieben bei 20,000 Mann bei der Bürgerschaft eingekwartiert. Eine schwere Aufgabe für die Bevölkerung, eine solche Anzahl von hungrigen Gästen zu bewirthen!

Ein Reglement des Generals von Wrede setzte genau den Verpflegungsmodus in den Quartieren fest und bezeichnete die zu verabreichenden Speisen. So mußte den Divisionskommandanten ein Mittagsmahl von 12 Gedecken täglich zur Verfügung gestellt werden, aus 7 Gängen bestehend und eine halbe Maß Wein per Kopf; fremde Getränke durften keine verlangt werden. Das Nämliche gebührte einem Brigadegeneral und einem Obersten oder Bataillonschef. Doch hatte ersterer blos auf 6, letzterer blos auf 4 Cou-

verts Anspruch. Mit Abnahme des Ranges verminderte sich auch successive die Zahl der zu verabreichenden Speisen. Ein Unteroffizier und Gemeiner hatte zu fordern: Morgens Branntwein oder einen Schoppen Wein oder eine halbe Maß Bier. Abends Suppe, $\frac{1}{2}$ Pfund Fleisch, $\frac{1}{2}$ Pfund Brod und wieder einen Schoppen Wein. Die Weinvorräthe des Jahres 1811 schwanden auf diese Weise ziemlich rasch dahin; denn erst mit dem Juni verließen die letzten Truppen die hiesige Stadt.

Die Last, die den Behörden aufgebürdet wurde, war eine nicht geringere, und hier konnten sie eben nicht markten, wie mit Herrenschwand geschehen. Basel wurde ein Hauptmagazin und Verpflegungsplatz für Gesunde und Kranke. Da sollte eine Feldpost eingerichtet und mußten die nöthigen Pferde geliefert werden; man verlangte Natural-lieferungen für die Magazine, allerdings gegen Zusicherung nachheriger Vergütung, aber die Hirschaffung des Begehrten war mehr als einmal unmöglich; dann mußten Spitäler eingerichtet werden. Es wurden der Markgräfische Hof, jetzige Pfrundhaus, und die Klingenthalkaserne hierzu bestimmt. Die Protokolle der Regierungscommission, welche den Verkehr mit den Generalen an Stelle des Rathes zu leiten hatte, sind angefüllt mit den verschiedensten Begehren, denen allen auf die eine oder andere Weise entsprochen werden mußte, und lassen uns ahnen, in welche Beklemmung die Commission manchmal muß gerathen sein.

Laut einer oberflächlichen Berechnung belaufen sich blos die Lieferungen für Naturalien vom Dezember 1813 bis Juni 1814 auf Fl. 3,340,000 d. W. Die Kosten der Einquartierung berechnete man für die Quartiergeber auf Fr. 1,760,000. Es werden u. A. nicht weniger als

1875	Verpflegungstage für Generale à Fr. 8 per Tag,
647,717	" für Gemeine à Fr. 2,
2088	" für Frauen vom Stand à Fr. 8,
2673	" für subalterne Frauen à Fr. 2,
und 28,802	" für Bediente

gerechnet. Dann kommen Minister, Räthe, Secretäre, Aerzte u. s. w. Die an den Heerstraßen gelegenen Dörfer litten ungeheuer durch die fortwährenden starken Einquartierungen. Selbst entfernte Gemeinden, wie Brezwy, Titterten u. A. blieben davon nicht verschont. Bis zum 28. Februar hatte die Landschaft 260,025 $\frac{1}{2}$ Hafer-, 263,616 Heu- und 119,388 Stroh-Rationen liefern müssen. Angesichts solcher Zahlen ist es begreiflich, daß der Regierungsstatthalter von Waldenburg klagte, daß den Armen bald das Letzte werde weggenommen sein. Und die Behörde, selbst im Gedränge, vermochte nichts Anderes zu thun, als den Statthalter „bestmöglichst zu trösten!“

Die Gemeinde Nienen allein verzeichnete 69,562 Verpflegungstage, 44,553 Hafer- und 42,869 Heu-Rationen, als von ihr geliefert. Allerdings verwunderten sich die Re-

gierungs-Behörden etwas über diese unverhältnismäßige Leistung und mußte der Gemeinderath bekennen, man habe eben bei dieser unruhigen Zeit die Lieferungen nur auf das Ungefähre aufschreiben können.

Am 10. Jänner hielten die Monarchen ihren Einzug an der Spitze der Garden, welche auf dem Petersplatz vor ihnen defilirten und dann größtentheils sofort ihren Marsch nach Frankreich fortsetzen. Der Kaiser von Russland stieg im „Segerhöfe“, Franz von Österreich im „blauen Hause“ ab, der König von Preußen nahm im „deutschen Hause“ sein Quartier und Metternich schlug seine Kanzlei im „weißen Hause“ auf.

Zur Feier dieses Tages mußte die Stadt festlich illuminiren. Es mag wohl Manchem damals ergangen sein, wie dem Magister Munzinger, der an jenem Abende als guter Pädagoge in sein Tagebuch schrieb: „Die schönste Illumination wäre doch, wenn die Rücken der Monarchen in allen Regenbogenfarben prangen würden; ihnen wär's gesund und für uns wohlfeiler!“

Im Gefolge der Monarchen befanden sich nicht blos die militärischen Chargen ihres Hauptquartieres, sondern auch die bei ihnen beglaubigten Gesandten fremder Staaten, ihre ganze politische Kanzlei mit allen Beamten, ein ansehnlicher Troß von Hofbedienten, Köche, Tafeldecker, Courriere; führte doch der Kaiser von Russland Sänger und Kirchendiener für seinen Gottesdienst mit sich. Das Alles wollte nach Stand und Würden logirt und genährt sein und daneben sich amusieren. Welche Umwälzung dieser plötzliche Einbruch all' dieser fremdartigen Erscheinungen in dem stillen Basel herbeiführte, läßt sich nicht wohl beschreiben. Es wird erzählt, daß der damals, namentlich bei ältern Damen herrschende Gebrauch, alle Herren mit Er anzureden, zu allerhand possierlichen Scenen geführt habe. Von den Monarchen entzückte namentlich Kaiser Franz die Herzen der Basler durch seine herablassende Leutseligkeit und es fiel in der Folge schwer, das Urtheil der Geschichte über diesen Herrscher einem alten Basler beizubringen. Die Jugend, glücklich ob dem bunten, wilden Leben, das nun in Basels Straßen wogte, hatte ihre Freude namentlich an den Kosaken, die auf ihren kleinen, zottigen Pferden die steilen Gäßchen unserer Stadt heruntersprengten und trotz ihrer Unreinlichkeit die Lieblinge der Knabenwelt wurden. Die Errichtung von großen stehenden Armeespitalern brachte aber für unsere Stadt die schwere Folge, daß sehr bald das unter den Soldaten herrschende Nervenfieber sich der Bevölkerung mittheilte und zahllose Opfer erheischte; fast keine Familie blieb verschont. Namentlich fielen dieser verheerenden Seuche fast Alle zum Opfer, deren Amt sie in irgend eine Berührung mit den Spitalern brachte, so namentlich der Stadtrathspräsident BonderMühl, der Kantonsphysikus Dr. Stückelberger, Dr. Huber u. A. Fürchterlich wütete der Tod in den Spitalern unter den Soldaten; zu Hunderten verscharrte man die Leichen unterhalb der Kaserne am Rheinufer.

Neuerdings brachen im Februar wahre Angst- und Nothtage über unsere Stadt herein. Napoleon hatte mit raschen Schlägen die getrennt vormarschirenden Heersäulen zurückgeworfen, Blücher bei Chateau Thierry, Bauxchamps, Schwarzenberg bei Montereau, und war wieder bis Troyes vorgerückt. Ein gewaltiger Schrecken schien sich seiner Gegner zu bemächtigen: die rückwärtige Bewegung der kämpfenden Armee theilte sich successive den rückwärtigen Verpflegungsanstalten mit. Während bereits die Heere wieder den Vormarsch antraten, eilten in ungeordnetem Rückzuge bei 3000 Bagagewagen mit Kranken, Verwundeten, Aerzten und Verpflegungsbeamten nach Basel zurück, wo sie Schrecken und Noth verbreiteten.

Wie zugesichert worden, war Hüningen sofort von den alliirten Truppen eingeschlossen worden. Die Schanze halbwegs Basel — den sogenannten Mäusethurm — erfürmt die Bayern nicht ohne empfindlichen Verlust. Die Belagerungsarbeiten zogen sich aber sehr in die Länge. Erst im April waren die Laufgräben, die vom Rheine über den Lysbüchel nach St. Louis sich erstreckten, soweit vorgerückt, daß mit der Beschießung der Festung begonnen werden konnte. Basel selbst litt von dem Feuer der Belagerten nichts; denn nur fünf Bomben flogen in dieselbe, ohne bedeutenden Schaden anzurichten, wohl aber wurden mehrere Gebäude in Kleinhüningen und die Landhäuser vor dem St. Johannthor sehr beschädigt.

Für die politische Gestaltung der Schweiz war dieser Durchmarsch der gegen Frankreich verbündeten Monarchen auf Jahrzehnte hinaus von der größten Bedeutung. Wir müssen diese Folgen desselben etwas besprechen, namentlich um das Verhalten Basels bei den mannigfachen Verhandlungen über die neue Bundesverfassung zu kennzeichnen.

Der damals Europa erschütternde Kampf hatte nun auch die Schweiz ergriffen. Naturgemäß war der selbe bald über das ursprüngliche Ziel, die Befreiung von der Herrschaft Napoleons, hinausgegangen. Dies genügte nicht mehr. Man verlangte die Beseitigung der durch die französische Revolution geschaffenen Zustände, die als rechtlose aus der Geschichte wie weggewischt werden sollten. Die eigenthümlichen Verhältnisse der Schweiz brachten es mit sich, daß dieser Kampf hier heftiger und leidenschaftlicher als anderswo entbrannte. Die alte 13örtige Eidgenossenschaft der früheren Jahrhunderte hatte keinen Anstoß genommen, daß fast die meisten Kantone Unterthanenlande besaßen, Bern von dem Zusammenfluße der Aare und der Reuß bis zu dem Leman seine weitausgedehnte Herrschaft ausübte. Die Revolution und die Mediations-Akte Napoleons hatten diese Unterthanen-Lande aber zu vollberechtigten Kantonen umgewandelt. Eine Menge nicht nur staatsrechtlicher, sondern auch vermögensrechtlicher Ansprüche waren rücksichtslos verletzt worden. Noch war die geschlagene Wunde nicht geheilt, als der Umsturz der napolischen Herrschaft erfolgte und die Hoffnung auf Ersatz des Verlorenen vorgespiegelt

Politische Folgen
des
Durchmarches.

wurde. Wer von den Menschen nicht mehr verlangt, als sie gemeinhin zu leisten im Stande sind, den wird es nicht befremden, daß die einstigen Herrscher die allgemeinen Verhältnisse zu benützen suchten, um rücksichtslos die alten, wirklichen wie vermeintlichen Rechte wieder zu erlangen, und daß sie, im Wahne, die fremden Fürsten, welche überall die napoleonischen Throne umgestürzt, würden nichts Eiligeres zu thun haben, als die Gebilde der Mediations-Akte zu zermalmen, mit diesem Gesuche dieselben bestürmten. Aber das wird jeder zugestehen müssen, daß diese Männer kein richtiges Verständniß der allgemeinen Lage bei diesem Bemühen bekundeten; von einer höheren Auffassung der ihnen obliegenden Pflichten, von Vaterlandsliebe, von bürgerlichen Tugenden ganz abgesehen.

Sofort mit dem Einmarsche der verbündeten Armeen in die Schweiz hatte die aristokratische Parthei in Bern die Zügel des Regiments an sich gerissen, die alten Behörden, unbekümmert um die zahlreichen Lücken, welche der Tod in deren Reihen gerissen, wieder hergestellt und diese begannen ihre Thätigkeit mit einer eigentlich lächerlichen Proclamation an die Kantone Waadt und Aargau, welche aufgefordert wurden, wieder unter die alte Herrschaft Berns zurückzukehren. Hierdurch war der Zankapfel in die Schweiz geworfen worden. Bern sagte sich los von dem bisherigen eidgenössischen Verbände, und erklärte, keine Tagsatzung beschicken zu wollen, auf welcher Gesandte der sog. neuen Kantone erscheinen werden. Nur auf Grund der alten Bündnisse werde es an Berathungen zur Wiederherstellung des alten Bundesverbandes Theil nehmen. Bald folgten ihm nicht nur die übrigen aristokratischen Städte, wie Freiburg, Solothurn, Luzern, sondern auch die Urkantone mit Zug. Im verhängnisvollsten Augenblicke war die Schweiz in zwei Lager getrennt! Während die Einen die Wiederherstellung der Zustände vor 1798 als Bedingung ihrer Theilnahme an den Berathungen wegen Umgestaltung der Bundesverfassung aufstellten, verlangten die Andern, daß auf Grund des Bestehenden die neuen Verhältnisse aufgebaut werden. Die Minister der verbündeten Mächte aber verlargten, daß sofort gemeinsam an dem Aufbau eines neuen Bundesverbandes gearbeitet werde und gaben nicht undeutlich zu verstehen, daß falls die Schweizer selbst unfähig wären, die alten Bünde zeitgemäß umzugestalten, sie ihr einen Bundes-Act aufzwingen müßten.

Die fremden
Gesandten.

Die Ausländer, welche den Feuerbrand in die Schweiz geschleudert, waren, unbekannt mit deren näheren eignethümlichen Verhältnissen, erstaunt über die Tragweite ihrer Handlungsweise. Des Scharfsblickes Napoleons entbehrend, der so rasch die Bedürfnisse des schweiz. Volkes zu erfassen verstanden hatte, ließen sie sich theils durch persönliche Neigungen, wie Alexander von Russland, theils durch Nebenrücksichten wie Fürst Metternich in ihren Entschlüssen leiten, der in der Wiederherstellung der alten Aristokratieen das beste Vollwerk gegen Frankreich und französischen Einfluß in der Schweiz zu erblicken wählte. So kam es, daß sie mannigfach mit sich selbst in Widerspruch gerieten und

rathlos dastanden, wenn von allen Seiten Begehren an sie gestellt wurden. Die einen suchten, verlangten von ihnen Schutz der bestehenden Zustände gemäß den beim Einmarsche gegebenen Zusicherungen, die Andern bestürmten sie mit Gesuchen um Wiederherstellung alter Rechte und Privilegien! So sehr wirkte dies ansteckend, daß ein eifriger Kleinbasler, es wird uns nur sein Spitzname „Schlurpe“ überliefert, beabsichtigt haben soll, die alten Rechte der Mindern Stadt, eigene Gerichtsbarkeit sc. von Kaiser Franz zu erbitten. — Im Allgemeinen muß anerkannt werden, daß die Gesandten Österreichs und Russlands, namentlich der Letztere, der edle Capo d' Istria (als Präsident der hellenischen Republik in den Zwanziger Jahren gestorben) die schwierige und langwierige Aufgabe, die ihnen erwachsen, mit vielem Tacte und großer Mäßigung zu erfüllen gesucht und meistentheils die Gegner der aristokratischen Partei in deren Bestreben, eine den Zeiten angemessene Bundesverfassung zu Stande zu bringen, unterstützt haben.

Wohl mag dieses beständige Berathen Fremder in eigenen Angelegenheiten getadelt, als unwürdig bezeichnet werden; aber, wenn wir billig sein wollen, so müssen wir den Lebensgang jener Männer, die Anfangs unseres Jahrhunderts an der Spitze der Geschäfte standen, berücksichtigen und uns die Fragen vorlegen: sind wir berechtigt, sie wegen dieser Anlehnung ans Ausland zu steinigen? Von uns wird es einst heißen: Euch ward Viel gegeben, und die Geschichte wird uns danach richten. Aber welche Leidenschule mußte nicht jene Generation durchmachen? Wie ward nicht die Kraft gerade der Besten frühzeitig gelähmt?

Ihre Jugendzeit verlebten sie in verrotteten, veralteten, engen Zuständen und Verhältnissen, die keinen Raum ließen zur Entwicklung eigener Thätigkeit, frischen Strebens, zur Entfaltung dessen, was man bürgerliche Tugenden zu nennen pflegt. Sie sahen in den Rathssälen hier eine engherzige, misstrauische Kunstdemokratie, dort eine sich überlebte geldgierige Aristocratie zwischen Nebermuth gegen Heimische, gegen die Landbevölkerung und feige Unterwürfigkeit gegen Fremde schwanken. Angeregt durch die Schriften der französischen Philosophen, durch die Dichtungen der deutschen Sturm- und Drangperiode, sehnten sie sich nach Erlösung aus den sie umstrickenden Fesseln, aber überall in Staat, Schule, Kirche, der sich eine geistlose Orthodoxie bemächtigt hatte, stießen sie auf einen nicht zu überwältigenden, theils offenen, theils passiven Widerstand. Die schönsten Jahre zerrannen in dieser Sisiphus-Arbeit, frisches Leben der vegetirenden Masse einzuhauen; so sehr erlahmte bei diesem vergeblichen Ringen die Kraft, daß selbst ein Isaac Iselin nur aus fremder Hand Hilfe erwarten konnte. Die französische Revolution brach aus: sie schien das geträumte Ideal verwirklichen zu wollen. Sie brachte den von Iselin vorausgesahnen, von Andern ersehnten Befreier; die alten Zustände zerbröckelten als morschес Gefüge. Aber der wilde Sturm, der hereinbrauste,

zerknickte sowohl den faulen Ast, als das junge Reis, das zu schönen Hoffnungen berechtigte.

Während die Einen, in ihren Rechten sich verlebt fühlend, die Bekämpfung der neuen, aufgezwungenen Institute als eine fittliche Pflicht betrachteten, wurden die Andern zur Leitung der vaterländischen Angelegenheiten berufen. Sie sollten ihre Jugendträume verwirklichen! Aber bei dem heillosen Drucke, den die Befreier ausübten, bei dem grenzenlosen Elende, das der Krieg in der Schweiz verbreitete, bei dem Wirrwarr der sich bekämpfenden Parteien konnten sie trotz dem besten Willen, trotz der hingebendsten Aufopferung nichts erreichen. Ein fremder Machtsspruch, die Vermittlungs-Akte, allein vermochte Ruhe und Ordnung herzustellen und das Toben der Parteiwuth zum Schweigen zu bringen. Aber Napoleon ließ die neuen Zustände sich nicht ruhig entwickeln, die alten Parteien mit den neuen Verhältnissen sich nicht aussöhnen; seine eherne Faust lastete so schwer auf der Schweiz, daß der Wunsch nach Befreiung sich fühlbar machen mußte. Fast früher, als man denselben zu hegen wagte, brach seine Macht zusammen und schien die Stunde der Erlösung geschlagen zu haben. — Aber wieder kam der Anstoß von Außen und neuerdings war der Umsturz alles Bestehenden die Folge hievon. Und mitten in dem Geklirre der Waffen, während eine fremde Armee das Land überflutete, in dieser allgemeinen Verwirrung sollte die Schweiz durch einen neuen Bundes-Act ihre staatsrechtlichen Verhältnisse ordnen! Ist es zu verwundern, wenn unter solchen Umständen auch der Stärkste des vollen Zutrauens zur eigenen Kraft entehrte?

Revision der
Kantonal-
Verfassung.

Die Gesandten Österreichs und Russlands forderten im Jänner 1814 die Schweiz auf, eine Bundesverfassung auszuarbeiten, welche dieselbe in Zukunft vor fremdem Einfluß zu sichern im Stande sein werde. Eine auf solche Weise neu constituirte Schweiz werde, so sicherten sie zu, von den Alliierten feierlich als Staat anerkannt werden. Zugleich betonten sie die Notwendigkeit, die kantonalen Verfassungen einer Revision zu unterwerfen und hiebei der Geistescultur, den Erfahrungen in Geschäftssachen, dem Vermögen mehr Einfluß als bisher einzuräumen und den frührern Hauptstädten eine größere Theilnahme zu bewilligen. Die bisherigen Kantonalverfassungen seien auf die Mediations-Akte gegründet gewesen, mit der faktischen Aufhebung derselben seien auch diese als dahin gefallen anzusehen. — Es ist nicht ohne Interesse zu sehen, wie man sich in Basel zu dieser Frage stellte. Die Initiative zu der Revision gieng von einem Manne aus, dessen Einfluß im Großen Rathé vorzüglich auf den Mitgliedern vom Lande beruhte, Obersten Stehlin, dem 1798 wegen seiner Verdienste um die Revolution das Bürgerrecht der Stadt war geschenkt worden. Er bezeichnete es als einen Act der Klugheit, rechtzeitig den obwaltenden Verhältnissen Rechnung zu tragen und zu verhüten, daß weitergehende Reactions-Gelüste sich Geltung verschaffen könnten. Und in der That begannen in der Stadt sich solche zu regen. Deffentlich pries man das Glück jener frü-

heren Tage, wo vier Abgeordnete jeder Zunft in dem nur aus Stadtbürgern zusammengesetzten Großen Rathen saßen, so daß man, wie ein naiver Lobredner der alten Zeit sich äußerte, sans gêne (d. h. ungeniert) zusammen tagen konnte.

Der Staatsrath Basels, in dessen Mitte Oberst Stehlin am 24. Jänner diese Anregung brachte, gieng sogleich auf seinen Vorschlag ein; bereits am 26. Jänner bestellte der Kl. Rath eine Commission zur Vorberathung der neuen Verfassung. Mit nicht minderer Raschheit wurde diese Angelegenheit im Schooße dieser Behörde betrieben. Schon am 26. Februar konnte der Kleine Rath nach artikelweiser Berathung das ganze Project genehmigen. Am 3. März gelangte es an den Gr. Rath und bereits am 4. März wurde es von diesem in globo, von einer artikelweisen Berathung wird nichts erwähnt, mit 65 gegen 3 Stimmen zum Grundgesetze des Kantons erklärt. Basel gieng allen andern Kantonen voran, Zürich folgte später, und verdient erwähnt zu werden, daß als diese neue Verfassung beschlossen ward, der endliche Entscheid in Frankreich keineswegs mit Sicherheit vorausgesehen werden konnte. Dadurch aber wurde dieselbe von manchen Einflüssen befreit, die späterhin ohne allen Zweifel sich in reaktionärem Sinne würden geltend gemacht haben. Die Hauptänderung betraf die Zusammensetzung des Großen Rathes. In dem betreffenden Rathschlage heißt es: „Wir konnten uns nicht verhehlen, daß das bisherige, ganz auf die Volkszahl berechnete Repräsentativ-System die Quelle der wesentlichsten Unzufriedenheit bei demjenigen Theile unserer Bürgerschaft war, der ehedem ausschließlich ein Recht auf die Regierung besaß. Wenn wir auch überzeugt sind, daß Beibehaltung liberaler Grundsätze zur Erhaltung des Bandes zwischen Stadt und Land erforderlich sind, daß jedem Staatsbürger, von welchem Stande er auch sein möge, das Recht eingeräumt werden müsse, an Allem Theil nehmen zu können, was auf Regierung sowohl, als auf bürgerliche Freiheit Bezug hat, so liegt es auf der andern Seite in der Billigkeit, bei den neuen Einrichtungen der gebildeten und zu öffentlichen Geschäften in mancher Beziehung geeigneteren Klasse der Kantonsbürger einen leichteren und sicherer Weg zu den öffentlichen Gewalten zu eröffnen und insoweit der Stadt wieder einiges Aequivalent ihrer ehemaligen Rechte zu verschaffen“. Demnach wurde die Vertretung der Stadt im Großen Rath auf 90 Mitglieder, diejenige des Landes auf 60, später nach Hinzukommen des Bezirkes Birseck auf 64 Mitglieder festgesetzt. Durch direkte Wahlen sollten 60 Mitglieder, 30 von der Stadt und 30 vom Lande, in den Großen Rath gewählt werden; während 90 Mitglieder vom Großen Rath selbst aus dem dreifachen Vorschlage einer jeweilen von ihm bestellten Vorschlags-Commission ernannt werden sollten und zwar 60 aus der Stadt und 30 vom Lande. Als fast selbstverständlich erschien die Lebenslänglichkeit der Mitglieder des Großen Rathes und gerade sie wurde benutzt, um den Übergang in das neue Repräsentativ-System so unmerklich als möglich zu machen. Man beschränkte sich darauf, den aus 135

Mitgliedern bestehenden Rath auf 150 zu ergänzen, daß jede der 15 Stadtzünfte zu ihrem bisherigen Vertreter einen zweiten in diese Behörde wählte. Die 90 aus der Candidatenliste hervorgegangenen Mitglieder, 48 von der Stadt und 42 vom Lande, behielten ihre Sitze bei und erst in Folge allmälichen Absterbens sollte die Stadt in den Besitz ihrer 60 mittelbaren Stellen gelangen. Alle übrigen Regierungsbehörden wurden in ihrem ganzen Bestande beibehalten. Als Motiv zu diesem Verfahren wurde angegeben „Die sanfteste Art, welche jeden revolutionären Schein vermeidet, jeder innern Spannung und Erschütterung ausweicht, allem Verdacht eigennütziger Handlung Schranken setzt, erscheint als die zweckmäßigste und ist allgemein geeignet, Ruhe, Ordnung und Eintracht im Allgemeinen zu erhalten, gegenseitiges Zutrauen zu erzielen und dem erneuerten Gebäude bleibende Festigkeit zu geben“. Ohne alle Störung wurde auch die neue Verfassung in's Leben eingeführt. Die Landschaft verhielt sich, soweit bekannt, vollkommen passiv. In der Stadt wurden zwar Stimmen laut, die fand gaben, daß man Mehreres erwartet hatte und sie beweisen, daß bei längerer Verzögerung der Angelegenheit ihr wahrscheinlich stärkere Vorrechte hätten bewilligt werden müssen. So remonstrierten z. B. die Gesellschaften jenseits und verlangten eine Vertretung gleich den Zünften; sie wurden aber einfach mit ihrem Begehrten abgewiesen. Die Wahlen in den 15 Stadtzünften fanden in Ordnung statt, nur zwei Zünfte weigerten sich anfänglich, dieselben vorzunehmen. Auf der Schneider- und Kürschner-Zunft sowohl, als auf der Spinnwettern-Zunft erklärten die Zunftgenossen, sie werden sich nur dann in eine Wahl einlassen, wenn die Vorgesetzten ihnen die alten Rechte und Freiheiten garantieren könnten, die sie vor 1798 besessen. Ein eindringliches Schreiben des Rethes machte ihnen aber den Standpunkt klar und am 3. April fanden auch diese Wahlen statt. Es wird nicht so leicht möglich sein, auf glimpflichere Art den Übergang von einem System in das andere zu bewerkstelligen, als dieß hier geschah mitten in einer Zeit gewaltiger Erregung, während welcher die eidg. Zustände in einem Chaos sich befanden, daß das Schlimmste zu befürchten war. Wer von jeßigen Anschauungen ausgeht, wird allerdings in dieser Verfassung einen entschiedenen Rückschritt erblicken; allein die damalige Zeit war dem Prinzipie der unmittelbaren Volkswahlen abhold; selbst in den helvetischen Verfassungen ist dieses Bestreben bemerkbar, den Volkswillen gleichsam zu filtrieren. Es würde Derjenige seiner Vaterstadt einen schlimmen Dienst erwiesen haben, welcher die damalige Verfassung nach dem Zuschnitte späterer Anschauungen hätte ausstatten wollen. Basel war damals wegen der liberalen Ansichten seiner Staatsmänner an manchen Orten in der Schweiz arg verschrien; mußte doch der hervorragendste derselben, Bürgermeister Vieland, den Vorwurf hören, er habe seine Jacobinermüße aus den 90ger Jahren noch nicht abgelegt.

Zur Berathung der Bundesverfassung wurde die Tagsatzung auf April 1814 nach

Zürich zusammenberufen. Die Regierung von Basel ertheilte ihren Gesandten die Instruction, unter allen Umständen auf der Gleichberechtigung aller bestehenden Kantone zu beharren, sodann bezüglich des zweitwichtigsten Punktes, der Bildung der Bundesbehörden, für die Aufstellung eines Bundesrathes neben dem sog. Vororte zu wirken, dem die Leitung der äußern Angelegenheiten, des Militärwesens übertragen und dem die Handhabung der öffentlichen Ruhe in der Schweiz anvertraut würde. Man dachte sich diese Behörde nach einer gewissen Rehrordnung unter den Kantonen aus Vertretern derselben zusammengesetzt. Sodann hatten sie den Auftrag, dahin zu wirken, daß ein Verbot von Sonderbündnissen unter den Kantonen, außer für administrative und öconomische Zwecke in die Verfassung aufgenommen werde. Im Uebrigen wurde ihnen freie Hand gelassen, nach „erprobter Vaterlandsliebe und Klugheit“ zu stimmen; in wichtigen Fällen sollten sie spezielle Instruktionen einholen.

Aber die aristokratischen Städte mit den Urkantonen weigerten sich, diese Tagsatzung zu beschicken, erklärend, daß sie nur auf einer Vereinigung der Abgeordneten der alten 13 Kantone sich werden vertreten lassen. Erst die bestimmte Erklärung der fremden Gesandten, daß sie bei längerer Weigerung als Vermittler auftreten müßten, konnte diese Kantone bewegen, ihre Gesandten nach Zürich zu senden.

Sobald dieselben eingetroffen waren, begannen die Verhandlungen. Aber bald mußte man fühlen, daß, wie der Gesandte Basels nach Hause berichtete, Interessenfragen des Vaterlandes Stimme erstickten. Man konnte nicht hoffen, eine Einigung zu erzielen; fast allgemein wurde angenommen, und selbst liberale Staatsmänner, wie ein Dr. Rengger, machten sich mit diesem Gedanken vertraut, daß die Mächte wie einst Napoleon eine Consulta zusammenberufen und die von dieser berathenen Verfassung der Schweiz verleihen werden. Es darf als hohes und unvergängliches Verdienst dem baslerischen Gesandten, Bürgermeister Wieland, angerechnet werden, diese Anschauungen überall und mit Nachdruck bekämpft und mit klarem Blicke die üblen Folgen eines solchen Ereignisses vorausschend, Alles angewendet zu haben, um dieses Außerste zu vermeiden. „Zwar“, schrieb er an den Rath, „zwar beginnen selbst neutrale Kantone eine fremde Einmischung nicht mehr zu fürchten, und von ihr das Ende jeden Haders zu erwarten. Aber ich kann diese Ansicht nicht theilen und finde, daß außer dem Schimpflichen einer solchen directen Einmischung auch „das immerwährende Bearbeiten der vermittelnden Mächte eine unvermeidliche und sehr schlimme Folge davon sein werde“. In welcher traurigen Lage würden wir uns während der 30er und 40er Jahre befunden haben, wenn seine Bemühungen und seine Aufopferung die Schweiz nicht vor dieser Octroierung einer Bundesverfassung bewahrt hätte! Langsam, mühselig schleppten sich die Verhandlungen während der Monate April und Mai hin. Mit seinen Vorschlägen bezüglich der Aufstellung eines Bundesrathes und eines Verbotes der Sonderbündnisse vermochte der baslerische Gesandte

Verhandlungen
über die
Bundesverfassung

nicht durchzudringen; denn, so drückte er sich aus: „es handle sich längst nicht mehr darum, die beste, der Lage und den Bedürfnissen angemessenste Regierungsform aufzustellen, die auch in gefährlichen Zeiten vermocht hätte, das Vaterland zu sichern und die Schweizer als Nation zu vereinigen“. — Wer einen Staatsmann nur nach den errungenen Erfolgen beurtheilt, wird den damaligen baslerischen Gesandten niedrig taxieren; aber die Genugthuung wird man ihm nicht versagen können, anzuerkennen, daß die Schweiz in der Folge Ursache hatte, zu bereuen, damals Basels Warnungen kein Gehör verliehen zu haben. Nicht immer ist der Erfolg von dem Wollen und dem Können des Einzelnen abhängig. Wieder wie vor 1798 wurde ein Vorort, Zürich, bezeichnet, dessen Regierung die Leitung der laufenden Bundes-Geschäfte besorgen sollte, der Tagsatzung aber den Entscheid über alle Angelegenheiten vorbehalten.

Dank dem Zusammenwirken der sog. neutralen Kantone: Zürich, Basel, Schaffhausen, Glarus, mit den neuen Kantonen konnte in den Entwurf der neuen Bundes-Akte die Garantie der Gebietstheile aller 19 Stände aufgenommen und endlich im Juni derselbe den Kantonen zur Beschußnahme zugestellt werden. Aber er fand in den ansprechenden Kantonen, Bern an der Spitze, keine Gnade.

Als im Juli die Tagsatzung wieder zusammentrat, wagte man gar nicht die Instruktionen der einzelnen Gesandtschaften zu eröffnen, um nicht den Bruch zwischen den Kantonen constatieren zu müssen. Vergebens bemühten sich selbst die fremden Gesandten Anstände auszugleichen und die bedeutendsten Differenzen zu schlichten. Sie erreichten bei den Gesandten der verwerfenden Kantone nur das Versprechen, an einer Einigung arbeiten zu wollen. An die Spitze der mit der Unterhandlungen betrauten Commission wurde Basels Gesandter gestellt. Dieselbe suchte bestmöglichst durch Aenderungen an dem Entwurfe die erhobenen Bedenken zu beseitigen; so z. B. wurde trotz lebhafter Einsprache des baslerischen Mitgliedes vorgeschlagen, daß der Vorort zwischen Bern, Zürich und Luzern abwechseln solle. Bezuglich der Kantons-Ansprüche beantragte die Commission, daß dieselben durch ein Schiedsgericht ausgeglichen werden sollten, wodurch, ohne dem Grundsätze der politischen Existenz der XIX. Kantone zu nahe zu treten, am ehesten ein billiger und gerechter Ausweg zur Erzielung einer Vereinigung gefunden werden dürfte. — Allein nun wurden seitens der ansprechenden Kantone neue Anstände erhoben, die Abstimmungen verzögert, neue Vorschläge über Punkte vorgelegt, die man erledigt glaubte. Da riß endlich die Geduld des baslerischen Gesandten. In würdigem, aber sehr scharfem und herbem Tone, welcher bei dem sonst zur Versöhnung geneigten, überaus mäßigen Charakter Wielands um so mehr Eindruck machen mußte, verlangte er bestimmt, daß darüber abgestimmt werde, wer in einen neuen Bund eintreten wolle und wer nicht! Wollte man nun nicht eine offene Trennung herbeiführen, so mußte man sich gegenseitig Zugeständnisse machen, die neuen Kantone namentlich nach der Richtung hin, daß sie sich

der Ausgleichung der gegen sie erhobenen Ansprüche durch ein Schiedsgericht nicht weiter widersetzten. Zu gleicher Zeit lief von den fremden Ministern die bestimmte Aufforderung ein, unverweilt an dem Abschluß eines Bundesvertrages zu arbeiten, man habe die Schweiz nicht dazu von dem französischen Joch befreit, damit einige Kantone sich auf Kosten Anderer vergrößern können. Wiederum begannen die Verhandlungen. Nach schleppenden, mühevollen Unterhandlungen bald mit den neuen, bald mit den ansprechenden Kantonen, gelang es endlich Wieland, von Paul Usteri, dem 2. Gesandten Zürichs unterstützt, einen Vergleich, wie er selbst es unverhohlen zugab, einen traurigen Nothbehelf zu Stande zu bringen, dessen Empfehlung zur Annahme einstimmig beschlossen wurde. An dem Bundesvertrage wurden selbst wenige Abänderungen getroffen, allerdings wurde durch dieselben, zum größten Leidwesen Wielands, das Band zwischen den Kantonen noch mehr gelockert, deren Souveränität noch bestimmter ausgeprägt, als der frühere Entwurf dies gethan: in einer besondern Urkunde aber wurde festgesetzt, daß die gegenseitigen Kantons-Ansprachen durch Vermittler, und wenn dies nicht möglich, durch Schiedsrichter sollten ausgeglichen werden.

In Basel war man mit diesem Vermittlungswerke nicht einverstanden. Man fand, Bürgermeister Wieland sei in seiner Nachgiebigkeit zu weit gegangen. Im Großen Rathe warf ihm ein Redner vor, er habe das ihm anvertraute Banner nicht hoch genug gehalten, daßselbe bald nach rechts, bald nach links gesenkt. Wieland fiel es nicht schwer darzuthun, daß starres Festhalten an den Prinzipien zu keinem Ziele geführt hätte, und auf das Bild seines Gegners eintretend, entgegnete er: „Wohl habe ich die Fahne senken müssen, aber wir halten sie doch noch in Händen, während sonst der Sturm sie uns entrissen hätte.“ Er kennzeichnete hiedurch den Grundgedanken, der ihn und seine Freunde bei ihrer undankbaren Vermittlerrolle geleitet hatte. Bestimmt sprach er sich dahin aus, daß einzig den verbündeten Monarchen die Aufgabe über die Kantons-Ansprüche abzuurtheilen, könne anvertraut werden, von dem richtigen Satze ausgehend, daß die Ausgleichung pecuniärer Anforderungen durch Fremde für die politische Zukunft der Schweiz durchaus nicht die gleiche Bedeutung habe, wie die Feststellung der Bundesverfassung durch fremden Machtsspruch. Die Vereinigung dieser Angelegenheiten müßte dem Congresse in Wien vorbehalten bleiben, auf welchem durch die Monarchen die europäischen Verhältnisse endgültig geordnet werden sollten.

Mit Anfang September 1814 trat die Tagsatzung zur Entgegennahme der Beschlüsse der Kantone zusammen. Da bloß vier derselben sich für deren Verwerfung ausgesprochen hatten, konnte die Annahme der Bundesverfassung und der damit verbundenen Urkunde über die Behandlungsweise der Kantons-Ansprachen feierlich erklärt werden. Unmittelbar darauf schritt die Tagsatzung zur Wahl der Gesandten auf den Wiener Congreß. Man bezeichnete hiezu Bürgermeister von Reinhard von Zürich, Staatsrath von Mon-

tenach von Freiburg, und Bürgermeister Wieland, der seine Ernennung vorzugsweise den Waadtländer Deputirten verdankte.

**Das Bisthum
Basel.**

Bevor wir einen Blick auf den Gang der Verhandlungen in Wien werfen, müssen wir kurz der Thätigkeit von Bürgermeister Wieland gedenken, seinen eigenen Kanton zu vergrößern. Die verbündeten Monarchen hatten bald nach dem Einmarsch in die Schweiz die Lostrennung des seit 1792 mit Frankreich vereinigten Bisthums Basel von diesem Reiche beschlossen und dessen Verbindung mit der Schweiz in der einen oder andern Weise in Aussicht genommen, die Einsprache des in Freiburg i. B. residierenden Bischofs Franz Xaver, Freiherrn von Neveu, der seine alten Rechte geltend machen wollte, beseitigend. Bis zu einem definitiven Entscheide wurde Freiherr von Andlau, einer bishöflich baslerischen Adelsfamilie angehörig, mit der Verwaltung dieses Gebietes beauftragt, dem wir die gründliche Wiederherstellung der von dem Domherrn von Ligeriz und von der Freifrau Balbina von Andlau bereits im Jahre 1785 angelegten, während der Revolutions-Periode verwüsteten Ermitage in Arlesheim verdanken. Bei den Unterhandlungen über die Vergütung der von Basel geleisteten Armeelieferungen machte der österreichische Gesandte, Ritter von Lebzelter, Wieland darauf aufmerksam, daß als Entschädigung für die mannigfachen Lasten, welche Basel zu ertragen gehabt habe, denselben ein Theil des Bisthums könnte zugetheilt werden. Der letztere gieng mit Freuden auf die Idee ein. Er hatte es 1803 bitter gerügt, daß damals auf der Consultation kein Versuch gemacht worden, einen Theil des Frickthales mit dem Kanton Basel zu vereinigen. Nun da die Kantonal-Souveränität wieder mehr als bisher in den Vordergrund gestellt wurde, die Machtstellung der Kantone auf deren Einfluß in Zukunft also von größerer Bedeutung sein mußte, schien es ein Gebot der Klugheit, der Selbsterhaltung zu sein, eine sich darbietende Gelegenheit zur Erweiterung des Gebietes, zur Schaffung eines großen, starken Grenz-Kantons mit beiden Händen zu ergreifen. Sofort berichtete Wieland darüber an den Staatsrath und suchte diese Behörde zu bestimmen, diese Angelegenheit mit regem Eifer zu betreiben. Zwar erhielt er die Ermächtigung die bezüglichen Unterhandlungen nach „Gutdünken und erprobter Klugheit fortzuführen“; aber ihrerseits that die Regierung nichts um dieselben zu unterstützen und verhielt sich gegenüber der Bevölkerung jener Gegend, welche den Anschluß an Basel wünschte kalt und ablehnend. Von befreundeter Seite wurden Wieland eine Menge Bedenklichkeiten entgegengehalten. Nicht nur betonte man den Unterschied der Religion, sondern man stellte geradezu den Satz auf: „Wir müssen unser Wesen für uns treiben können.“ Doch ließ er sich hiervon nicht abhalten, an der Verwirklichung seiner Lieblingsidee zu arbeiten. Eine zukünftige gedeihliche Entwicklung des Kantons schien ihm durch ein augenblickliches Unbehagen der Bürgerschaft der Stadt nicht zu theuer erkauft zu sein. — Aber auch in dieser Angelegenheit vermochte er nicht vollständig durchzudringen. Die

allgemeine Strömung gieng in der Folge dahin: Bern, so sehr dieses sich dagegen auch sträubte, für seine verlorenen Besitzungen an der Aare und am schönen Leman im Jura zu entschädigen. Wieland mußte daher, von Basel nur matt oder gar nicht unterstützt, seine Begehren immer mehr reducieren. Nachdem anfänglich von einer Vereinigung des Delsberger Thales mit Basel die Rede gewesen, wurde in der Folge bloß noch das Thal von Laufen in Aussicht genommen und schließlich auch hievon nur der kleinste Theil, der nachmalige Bezirk Birseck, Basel einverleibt. Es wäre wohl ein müßiges Geschäft untersuchen zu wollen, welche Folgen die Verwirklichung dieses Planes für Basel gehabt hätte: Manches wäre wohl anders und — vielleicht besser gekommen. Erwähnenswerth schien aber zu sein, daß im einzigen Augenblicke, wo es möglich gewesen wäre Basel auch territorial besser und enger mit dem Herzen der Schweiz zu verbinden, und sollte es auch auf Kosten der eigenen Zunft-Gemüthlichkeit geschehen, dieser Versuch gemacht worden ist, daß aber diese Bestrebungen sofort auf ein bescheidenes Maß reduciert wurden, sobald als die Rücksicht auf die allgemeine Wohlfahrt dieß zu erheischen schien.

Auf dem Congresse in Wien war Wieland bemüht, sobald als möglich einen schiedsrichterlichen Entscheid seitens der verbündeten Monarchen über die Kantonal-Ansprüche zu erlangen, um endlich einmal die schweizerischen Angelegenheiten geordnet zu sehn. Aber diesem Bestreben stellten sich alle denkbaren Hindernisse in den Weg. Vor allem bemühte sich die aristocratische Partei, namentlich Bern, trotz der angenommenen Verfassung und dem Ausgleichsvertrage auf ihre Ansprüche in der einen oder andern Weise zurückzukommen und sie hat dieses Ziel mit einer Hartnäckigkeit verfolgt, die möglicher Weise ohne Napoleons Rückkehr nach Frankreich vom Erfolge wäre gekrönt worden. Die Zeitgenossen, auch die gemäßigten, haben diese Handlungsweise aufs herbste verdammt und die Geschichte hat keine Veranlassung dieses Urtheil zu mildern. Mit gleichnerischer Miene stellten sie die Behauptung auf, daß die Ehre der Schweiz durch eine fremde Vermittlung über die gegenseitigen Ansprüche gefährdet und beeinträchtigt würde, sprachen davon daß nach altem Väter-Rechte schweizerische Schiedsrichter darüber urtheilen sollten, und Alles dieß in der ausgesprochenen Absicht, keinem derartigen Schiedsgerichte sich unterwerfen zu wollen. Ihr Treiben wurde durch die allgemeine Lage der Dinge sehr gefördert. Einmal fanden sie Unterstützung bei den englischen Gesandten, die sich nicht durch absonderlichen Scharfsinn auszeichneten, dann bei dem französischen Gesandten Talleyrand, der begierig aus jeglichem Holze Pfeile gegen die Coalition zu schnißen, sie als willkommene Werkzeuge benutzte. Endlich war der Boden in Wien den Intriquanten überaus günstig. Die legitimen Fürsten, von dem Alpe der Revolution, von dem Drucke Napoleons befreit, der Anstrengungen müde, wollten vorerst sich wieder des Lebens freuen, wollten wieder einmal lustig sein und Mancher der noch vor Kurzem vor den Parvenus der Revolution, den Marschällen Napoleons auf den Knieen gewesen, sonnte

Der Wiener
Congres.

sich nun im Glanze der angestammten Fürsten. Ein Fest jagte das andere; von den ernsten Geschäften wollte man lange Zeit nichts wissen. Die schweizerischen Gesandten mußten wochenlang warten, bis man endlich zur Behandlung ihrer Angelegenheiten schritt. Auf die Thätigkeit der eidg. Gesandten wirkte endlich der Gang der allgemeinen europäischen Angelegenheiten lähmend ein. Ihre Bestrebungen, den Bestand der 19 Kantone aufrecht zu erhalten, wurden von Alexander von Russland und seinen Ministern, namentlich Capod'Istria, mit Wärme unterstützt, während Talleyrand die Aristocraten unter seine Fittiche nahm. Unglücklicherweise begann aber dessen Einfluß am Congresse rasch an Bedeutung zu gewinnen, namentlich nachdem Russland der an sich gerechten Vergrößerungssucht Preußens hilfreiche Hand geleistet und in die Zerstückelung Sachsens eingewilligt hatte. Mit seltenem Geschick wußte der feine Franzose nun Russland zu isolieren und immer mehr schwanden die Aussichten der eidg. Staatsmänner auf einen den liberalen Bestrebungen günstigen Entscheid des Congresses. In dieser trüben Stimmung schrieb Wieland Ende Februar 1815 nach Basel: „Wenn nicht ein rettender Deus ex machina erscheint, so fürchte ich, sind wir verloren.“ Als diese Zeilen seinem Freunde in Basel zulämmen, schwamm bereits die Barke, welche den Zauberer nach dem Festlande führte. Wenige Tage nachher jagte die Kunde von Napoleons Landung an der Küste Frankreichs den Congress aus seinem Taumel auf. Die drohende Gefahr bewirkte, daß Alexander von Russland wieder die Oberhand gewann, während die Drohungen des alten Intriquanten Talleyrand verstummen mußten. Sofort wurden nun die eidg. Angelegenheiten erledigt; der Entscheid fiel gemäß einem bereits im Dezember 1814 von Capod'Istria ausgearbeiteten Entwurfe aus: der Bestand der 19 Kantone wurde sanctioniert, Bern wurde für die Waadt und den Aargau durch das Bisthum Basel, die democratichen Stände für ihre Ansprüche durch eine von den neuen Kantonen zu erlegenden Geldsumme entschädigt. Weit mehr Aufmerksamkeit schenkte man dem Benehmen der Schweiz gegenüber Napoleon. Allgemein herrschte die Befürchtung, derselbe werde bei seinem Marsche nach Paris durch die königlichen Truppen gedrängt und genötigt werden sich in die Schweiz zu werfen; denn Niemand konnte ahnen, daß er ohne Schwerftreiß Paris erreichen würde. Bereits war daher vom großen alliierten Kriegsrathe die Besetzung der Schweiz verfügt worden. Nur ihren eigenen Rüstungen, der energischen Verwendung Alexanders und endlich dem Triumphzuge Napoleons durch Frankreich verdankte sie es, daß sie von dieser Maßregel verschont blieb. Den heimreisenden schweiz. Gesandten schärzte aber Kaiser Alexander ein, zu Hause jeglichem Versuche Napoleons sich Einfluß zu verschaffen, mit allen Mitteln entgegenzuwirken; denn fügte er bei, „man darf diesen unruhigen und kühnen Menschen nicht an der Spitze der französischen Nation lassen, man muß ihn verfolgen, wie man „ein Raubthier“ verfolgt.“

Der Siegesmarsch Napoleons von den Ufern des mittelländischen Meeres nach Pa-

ris ist wohl eines der eigenthümlichsten Ereignisse der an Ueberraschungen aller Art sonst nicht armen französischen Geschichte. Am 1. März war er mit einer Handvoll Getreuer bei Cannes ans Land gestiegen; wenige Tage nachher zog er bereits an der Spitze einer ansehnlichen Schaar in Grenoble ein und schon am 10. März konnte er von Lyon aus als Herrscher Frankreichs seine Decrete erlassen. Der Weg nach Paris stand ihm offen; die zu seiner Bekämpfung ausgesandten Truppen und Generäle verließen die Sache ihres Königs und jubelten dem alten Feldherrn zu. Ohne Schwertstreich konnte er die bourbonische Familie verjagen und Besitz von Frankreich nehmen. In diesen Tagen, wo fast Alles die königliche Sache verließ, wo leichten Sinnes Treue und Eide gebrochen wurden, hielt nur eine kleine Schaar Schweizer an dem einmal gegebenen Worte fest. — Die schwachen Überreste der aus Russland zurückgekehrten Schweizer-Regimenter waren durch die königliche Regierung in französischen Diensten behalten und so gut als möglich durch Verbungen in der Schweiz ergänzt worden. Sie hatten keine Veranlassung für die Sache der Bourbonen begeistert zu sein. Viele Offiziere hatten auf den Schlachtfeldern Napoleons Auszeichnungen erworben: eine neue Aera des Ruhms schien sich für sie durch dessen Rückkehr zu eröffnen; der Masse der Soldaten war das Regiment zur Heimath geworden. Niemand hätte es ihnen verdenken können, wenn sie, denen man nicht zumuthen konnte Recht und Unrecht fein säuberlich abzuwägen, ihren Neigungen folgend, nur die Rücksicht auf die eigene Stellung, auf den persönlichen Vortheil im Auge, der Fahne des Siegers gefolgt wären. Aber sie hatten nicht bloß den Ruf alt-schweizerischer Tapferkeit in ihren Reihen kräftig und herrlich bewahrt; es beseelte sie auch vom Obersten bis zum Letzten ein reger Sinn für die vaterländische Ehre. Nichts wurde unversucht gelassen, um sie zum Bruche des dem Könige geschworenen Eides zu bestimmen; Versprechungen, Drohungen, Verführungskünste aller Art wurden zur Erreichung dieses Ziels aufgewandt. Aber alle Versuche scheiterten an der unerschütterlichen Festigkeit dieser Männer. Wahrlich sie haben damals fast höhern Mut bewiesen, als auf den Schneefeldern der Berezina, wo sie den Rückzug der französischen Armeen gedeckt hatten. Das Regiment d'Affry kehrte, nachdem alle andern gegen den Kaiser ausgesandten Truppen die königliche Fahne verlassen hatten, mitten durch eine französische Division mit fliegenden weißen Bannern nach Paris zurück. Ein französischer Marschall an der Spitze eines zahlreichen Generalstabes eilte ihm entgegen und rief mit hochgeschwungenem Hute: „Halt! Grenadiere, es lebe der Kaiser!“ „Vorwärts Grenadiere,“ ertönte die Antwort von Hauptmann Bumann, „Vorwärts, es lebe die Ehre!“ Und Niemand wagte diesem Häuslein Widerstand zu leisten. Im Casernenhofe von St. Denis mussten die Offiziere den Soldaten die Proklamation des Kaisers, die sie zum Uebertritte aufforderte, in Gegenwart deutsch sprechender französischer Generale ins Deutsche übersezzen; als Lieutenant Pfander, nach-

mals Wirth zum Wildenmann dahier, mit der Verlesung zu Ende war, rief er mit lauter Stimme: „Ein Hallunke ist, wer geht.“ Nur ganz Wenige folgten dem Ruf des Kaisers, theils aus Noth, theils den Verführungskünsten unterliegend, die ein gewesener Schweizer, Oberst Stoffel, anzuwenden wußte. Weitaus die größte Mehrzahl kehrte von der Tagsatzung zurückberufen nach Hause zurück. Es wurden aus ihnen vier Bataillone gebildet, die bald bei der Grenzbefestigung eine angemessene Bewendung im Dienste des Vaterlandes fanden.

Strenge genommen bildet diese Erzählung eine Abschweitung von unserm Thema. Aber diese Handlungsweise der „rothen Schweizer“, wie diese Truppen wegen ihren rothen Uniform-Röcken genannt wurden, ist ein so ruhmvolles, doch wenig bekanntes Ereigniß in unserer Geschichte, daß wir uns dieselbe wohl erlauben dürfen. Und mitten in dem Berichte über alle die Stürme, welche Selbstsucht und Eigennutz über unser Vaterland heraufbeschworen haben, von selbstloser, von strenger Pflichterfüllung, von erhabener tugendhafter Gesinnung bei Schweizern erzählen zu dürfen, — Jung und Alt zur Lehre und Nachahmung — das haben wir uns nicht versagen können. —

Stimmung
in der Schweiz. In der Schweiz hatte die Nachricht von der Landung Napoleons eine merkwürdige Wandelung der Stimmung bewirkt. Die drohende Gefahr von fremden Armeen überschwemmt zu werden, den Kriegsschauplatz nach der Schweiz verlegt zu sehen, brachte rasch eine Vereinigung zu Stande, die der kühnste Träumer wenige Tage vorher nicht zu ahnen vermocht hätte. Die in einzelnen Kantonen zum Behufe des Bürgerkrieges bestimmt gewesenen Rüstungen kamen nun der Landesverteidigung zu Statten. Die Tagsatzung hatte sofort die Besetzung der westlichen Grenzen angeordnet; willig folgten die Truppen ihrem Ruf. In kurzer Zeit konnte das erste Contingent, ca. 15000 Mann, mobil gemacht werden. Berner und Waadtländer Bataillone standen in der gleichen Brigade, ohne daß eine Spur der früheren Zwietracht sich bemerkbar machte. Eine gehobene Stimmung bemächtigte sich der Regierungen, wie des Volkes. Rasch schritt man an die Ausrüstung des zweiten Contingentes; den mangelnden Waffenvorrath ergänzte man durch Ankäufe in Bayern und in Italien.

Bei dem damaligen Zustande der eidg. Verhältnisse und der allgemeinen europäischen Angelegenheiten konnte es aber nicht ausbleiben, daß bald Meinungsverschiedenheiten sehr ernstlicher Natur über die Stellung der Schweiz gegenüber Frankreich und den Verbündeten sich bemerkbar machten. — In ihrer Sitzung vom 13. März hatte die Tagsatzung von den angeordneten Rüstungen den fremden Mächten Kenntniß gegeben und zugleich beschlossen, unbedingt Napoleon jede Annäherung an die Schweiz zu untersagen. Sie hatte sich hiebei unter dem frischen Eindrucke der drohenden Gefahr und hingerissen auch durch die für die Bourbonen eingenommene aristokratische Parthei zu einem Schritte bewegen lassen, der mit einer strengen Neutralität nicht ganz vereinbar war: hatte bereits gegen

Napoleon Parthei genommen. — Sobald dieser sich des französischen Thrones wieder bemächtigt hatte, sich wieder in Paris befand, entstand die Frage, welche Rolle der Schweiz bei dem bevorstehenden Kriege zukomme, ob sie an denselben aktiv sich beteiligen oder nur auf Bewachung ihrer Grenzen bedacht sein solle. Die fremden Gesandten drängten zu einer activen Theilnahme am Kriege; die Abgesandten der aristokratischen Städte und der demokratischen Kantone liehen ihrem Ansinnen geneigtes Gehör. Sie vermochten die Wahl des alten Generallieutenants von Bachmann zum Oberbefehlshaber der eidg. Armee durchzusetzen, der wie seine Umgebung entschieden bourbonistisch gesinnt, das scharfe Urtheil des baslerischen Rathsherrn Abel Merian mehrfach verdiente: „Diese Herren sind nur darauf bedacht ihre St. Ludwigs Kreuze zu verdienen.“

Während so die Einen die Theilnahme an dem Kriege, den unbedingten Anschluß an die europäische Verbindung gegen Napoleon befürworteten, Andere ein sog. Defensivsystem gegen Frankreich im Anschluß an die Verbündeten anriethen, verlangten die Dritten, unter diesen namentlich Basel, von der Waadt unterstützt, unbedingtes Festhalten an dem Grundsätze der schweiz. Neutralität. Man zweifelte in Basel nicht daran, daß es dem Genie Napoleons gelingen werde, alle sich ihm entgegenhürmenden Schwierigkeiten zu überwinden, und bezeichnete alle Maßregeln, welche den Zorn des gewaltigen Mannes reizen könnten, als Ausflüsse reinster Tollkühnheit. „Unbedingte Neutralität,“ schrieb Peter Ochs nach Zürich, „ohne Vorbehalt, ohne Reservatio mentalis, gegen Alle ist das einzige Mittel, welches uns retten kann, hauptsächlich die einzige Garantie gegen alle übeln Folgen, welche ein für Napoleon günstiger Ausfall des Krieges mit sich führen könnte.“ —

In der Bevölkerung Basels herrschte die Furcht vor einem Angriffe namentlich Seitens französischer Freicorps, welche sich im Elsaße bildeten, wo eine erbitterte Gesinnung gegen Basel sich mannigfach kundgab: die schwache, anfänglich nur aus den eigenen Truppen bestehende Besatzung schien Manchem kein genügender Schutz gegen Unternehmungen stärkerer Truppenkörper. Jedenfalls schien es für Basel geboten, daß mit äußerster Klugheit gehandelt werde und die Regierung durfte mit Recht von den Mitständen verlangen, daß sie in ihrem Benehmen auf dessen bedrohte und isolierte Lage Rücksicht nehmen! —

Die Stellung des baslerischen Gesandten Bürgermeister Wieland, der, von Wien zurückgekehrt, wieder seinen Platz in der Tagsatzung eingenommen, war eine äußerst schwierige. Seine Instruction schrieb ihm vor, an dem Neutralitätsprincipe festzuhalten. Er selbst aber, unter dem frischen Eindrucke der auf dem Congresse gehörten Neußerungen und Ermahnungen konnte sich nicht verhehlen, daß der Durchmarsch durch die Schweiz im Hauptquartiere der Verbündeten beschlossene Sache sei und daß unter den gegebenen Verhältnissen an einen wirklichen Widerstand gegen einen Durchmarschversuch weit weniger

als im Jahre 1813 zu denken sei. Es schien ihm nun nicht klug und dem Interesse seiner Stadt zuwider, durch passiven Widerstand die Mächte zu einem Erzwingen des Durchzuges zu reizen. Er stellte sich vielmehr seine Aufgabe dahin, einerseits durch hartnäckige Opposition gegen die schweiz. Kriegsparthei diese zum Einlenken, zur Besonnenheit zu zwingen, andererseits durch Bitten, Vorstellungen und Unterhandlungen von den Verbündeten zu erlangen, daß der Durchmarsch durch die Schweiz unter den möglichst günstigen Bedingungen für dieselbe erfolge.

Allianz=Vertrag
mit den
Verbündeten.

Am 29. April stellten die Verbündeten das förmliche Begehren an die Schweiz, eine Duffensiv=Allianz gegen Frankreich mit ihnen einzugehen. Wieland in die zur Begutachtung dieser Sache aufgestellte Commission gewählt, welche auch die Unterhandlungen mit den Gesandten zu führen hatte, bemühte sich hiebei nachzuweisen, daß die Schweiz bereits mehr leiste, als irgend ein anderer Staat, daß man von ihr Opfer verlange, die kein anderer bringe, man sei ihr schuldig die bestimmte Garantie dafür zu leisten, daß der Bürger, der selbst unter den Waffen stehe, vor fremder Militärlast gesichert bleibe, daß mithin keine Militärstraßen errichtet, keine Depots, noch Spitäler in der Schweiz angelegt werden. Es war keine leichte Aufgabe sich diese Bedingungen zu sichern. Neben jedes Wort in dem Vertrags=Entwurfe wurde lange hin und her gestritten. Die fremden Minister bemühten sich durch unbestimmte Clauses dem Vertrage die ihnen wünschbar scheinende Dehnbarkeit zu geben, anderseits waren die schweiz. Unterhändler bestrebt, die Grenzen der Mitwirkung an dem Unternehmen gegen Napoleon genau festzustellen, die Lasten und Pflichten deutlich zu bezeichnen. Dieser am 20. Mai von der Tagsatzung unter Vorbehalt der Ratifikation durch die Kantone angenommene Vertrag enthielt seitens der Verbündeten die Zusicherung, bei den allgemeinen Friedensunterhandlungen der Schweiz die Vortheile der Congresz=Acte zu gewähren, sie im Falle eines Angriffes seitens Frankreichs zu unterstützen, keine Militärstraßen, keine Depots, keine Spitäler einzurichten, und bei einem nothwendig werdenden Durchmarsche die Bedingnisse und Schadloshaltung festsetzen zu lassen. — In Basel wurde dieser Vertrag auf's heftigste angegriffen. Der Große Rath verwarf dessen Annahme mit 55 gegen 53 Stimmen, immerhin mit dem Zufahe, sich der Mehrheit der Stände unterziehen zu wollen. Bürgermeister Wieland war von Zürich in die Sitzung gekommen, um für die Ratifikation zu wirken. Er zeichnete hiebei die Verhältnisse auf klare und richtige Weise. Die Opposition übersah, daß es sich nur darum handeln konnte, von zwei Nebeln das geringere zu wählen, statt zwangswise, bedingungslos den verbündeten Heeren das schweizerische Gebiet zu überlassen, den Durchmarsch zu gewähren auf Grund eines Vertrages, mit dem Rechte, Gegenleistungen zu verlangen. — „Meine Stelle als Commissär bei den Verhandlungen, sagte Wieland, „macht, daß ich als ein Bekehrter dassehe, während ich dieß doch sicher nicht bin. Sollte aber ein Basler, dessen Vaterstadt am meisten der Gefahr ausgesetzt

„ist, dessen Kanton außer der Vertheidigungsline der schweiz. Armee sich befindet, dessen „Brücke am meisten zur Nichtanerkennung der schweiz. Neutralität beiträgt, sollte dieser „sich dem reisenden Strome entgegenstellen und eine ohnmächtige Minorität bilden, wäh-“rend sein Mitwirken die Bedingnisse erleichtern und das Unglück erträglich machen „konnte“. Außer Basel verwarfen bloß noch Tessin und Waadt diesen Vertrag, so daß am 4. Juni derselbe unterzeichnet werden konnte.

Kehren wir nach diesem Blicke auf die allgemeinen schweiz. Verhältnisse zu der Erzählung der Ereignisse in unserer Gegend zurück.

Im März, sofort nach Erhalt des Befehles der Tagsatzung, das Contingent zur eidg. Armee zu stellen, waren die Rüstungen mit Eifer an die Hand genommen worden. Dabei zeigte sich, daß das Zeughaus wohl zur Ausrustung und Bewaffnung eines Theiles der Mannschaft versehen war, daß aber Vieles fehlte, um eine größere Truppenzahl mit dem Nothwendigen versehen zu können: über Hals und Kopf mußten daher Kapüte und Tornister angeschafft werden. Eifrig ging man an die Bildung des Reservecorps, das aus den Männern zwischen 30—40 Jahren gebildet wurde und verfuhr dabei so energisch, daß alle Reclamationen unberücksichtigt blieben. Vergeblich war es z. B., daß ein hervorragender Gelehrter und Schulmann vorstellte, er könne und wolle sonst sich nützlicher machen, als durch den Dienst in diesem Corps und durch das Tragen des Gewehres, mit welchem er nicht umzugehen verstehe.

Von den eidgenössischen Truppen wurde durch das Obercommando eine Brigade, unter Obersten Lichtenhahn von Basel, nach der Stadt und Umgebung verlegt. Im Einverständnisse mit den bürgerlichen Behörden ordnete er zum Schutze Basels gegen einen möglichen Ueberfall sofort den Bau einiger Schanzen zwischen dem Rheine und dem Holz-Hügel an: die eine vornwärts dem Klingelberg, eine zweite vor dem Spalenthore, eine dritte auf der Allschwylerstraße und die letzte in der Nähe des Neuen Bades. In der Folge wurde diese Linie bis gegen das Birsthal ausgedehnt und unter Anderen die noch stehende Schanze auf dem Bruderholze durch Hauptmann von Hegner angelegt. Es war für Basel sehr wichtig, daß Oberst Lichtenhahn mit diesem Commando betraut worden. Unermüdlich thätig, mit den Verhältnissen genau bekannt und ihnen möglichste Rechnung tragend, erfahren, kaltblütig, wußte er die Angestlichen zu beruhigen und die Sorglosen zum Handeln anzuregen. Der General hatte übrigens anfänglich Basel fast völlig Preß geben wollen und nur durch schwache Vorposten die Grenze bewachen lassen: als Sammelpunkt der Division, welche unter Obersten d'Affry die nordwestliche Schweiz besetzte, war Liestal bezeichnet worden. Auf ernsthafte Vorstellungen der hiesigen Regierung hin wurde aber derselbe durch die Tagsatzung angehalten, außer den baslerischen Truppen-Abtheilungen noch ca. 2000 Mann in der Stadt und nächster Umgebung zu belassen. Man hatte hier diese Anordnung allgemein als einen Act der Feindseligkeit

Vorbereitungen
vor Basel.

Seitens des aristokratischen Hauptquartieres gegen Basel betrachtet und konnte zur Unterstützung hiefür allerhand unbedachte Neuerungen von Offizieren aus der Umgebung des Generals anführen.

Während anfänglich die südwestliche Schweiz mehr einer Grenzverlezung Seitens Frankreichs ausgesetzt schien, wurde in der Folge Basel der am meisten bedrohte Punkt. Napoleon hatte bald nach seiner Thronbesteigung unzweideutige Beweise erhalten, daß seine Friedensversprechungen nirgends in Europa Glauben finden, daß ein neuer Krieg über das endliche Schicksal Frankreichs werde entscheiden müssen und hatte seine Anordnungen darnach getroffen.

Schon Anfangs Mai 1815 hatte General Lecourbe den Befehl über ein Armeecorps erhalten, das sich in der Nähe von Belfort sammeln sollte. Dieser General, der 1799 den Krieg in den Hochalpen der Schweiz auf so meisterhafte Weise geführt hatte, war — als Republikaner — während der ganzen Kaiserperiode niemals verwendet worden. Nun, als Gefahren Frankreich bedrohten, folgte er willig dem Rufe des Herrschers. Er hatte den Auftrag, den französischen Jura gegen die Schweiz zu schützen. Ohne Zweifel war ihm der Befehl ertheilt worden, sofort durch dieselbe gegen den Schwarzwald vorzudringen, sobald als der Hauptschlag, den Napoleon in den Niederlanden gegen die Armeen der Verbündeten führen wollte, zu dessen Gunsten entschieden sein werde. Thatsache ist, daß er um die Ermächtigung eingekommen, sofort Basels Brücke sich besetzen zu dürfen, aber einstweilen zur Geduld verwiesen wurde. Die Stimmung in den Grenzdepartements war von Anfang an eine namentlich gegen Basel überhaupt erbitterte und feindselige. Für uns ist diese Erscheinung nichts Neues mehr. Zu verschiedenen Malen haben wir die Erfahrung machen müssen, daß hüben und drüben des Rheines bei derartigen Vorfällen der Aerger über das eigene Mißgeschick sich im Grolle gegen die glücklichere Schweiz Luft macht.

Verteidigungs-
Anstalten in
Basel.

Gegen Ende Mai entstand durch eine Recognoscierung, welche eine starke Abtheilung des Lecourbe'schen Corps gegen das Leimen- und das Rhein-Thal vornahm, ein lebhafter Allarm in Basel. Man erwartete ständig einen Angriff, zu dessen Abwehr Alles in Bereitschaft gesetzt wurde. Die Bewachung der Stadt wurde der Landwehr übertragen; die Auszugsmannschaft mußte vor den Thoren bivouacieren, um rechtzeitig zum Empfange des Feindes bereit zu stehen. Für den Fall, daß die Brigade Lichtenhahn die Stadt verlassen müßte, wurde ein Vertheidigungsrath aufgestellt, dem die Leitung der bezüglichen Maßregeln alsdann obliegen sollte. Die Wälle beim St. Johannthor, beim Spalenthor wurden mit Palissaden versehen, einige die Aussicht hindernde Häuschen vor den Gräben weggerissen, die Geschüze auf die Wälle geführt, kurz Alles vorbereitet, um beim Eintritte ernster Ereignisse gerüstet zu sein.

Basel hatte alle Truppenkörper aufgeboten, zu deren Stellung ein Kanton verpflichtet

werden konnte, überdies die städtische Landwehr organisiert und eifrig beschäftigte man sich gemäß dem Ansuchen des Divisionärs, Obersten d'Affry, mit der Organisation der Landwehr auf der Landschaft. Unter diesen Umständen mußte es daher sehr unangenehm berühren, daß die eidgenössische Militärverwaltung ohne Rücksicht auf die gewaltigen Anstrengungen Basels mit wahrhaft schauerlicher Hartnäckigkeit fort und fort Ausrüstungsgegenstände und Waffen vom hiesigen Kanton für die aus Frankreich zurückgekehrten Regimenter verlangte, während man selbst deren hier entbehrte. Die Behörden wurden durch solche Begehren in hohem Grade in Anspruch genommen. Die bedenkliche Lage, in welcher man sich befand, erheischte bedeutende Opfer von Staat und Privaten; nun stellte noch die Eidgenossenschaft Anforderungen, welche man nicht erfüllen konnte und ihrerseits behelligten die Kommandanten der neuen Corps sie mit Gesuchen, deren Wichtigkeit mit dem Ernst der Zeiten grell abstachen. Zu wiederholten Malen verlangte der Chef der städtischen Landwehr, daß für angemessene Uniformierung seiner Tambouren gesorgt werde und gab sich erst zufrieden, als er die Ermächtigung erhielt, mit „angewohnter Sparsamkeit“ seine Trommler einzukleiden. Ein Anderer begehrte Pferderationen für seine Hauptleute, die doch meistens in einem Alter standen, in welchem alte Infanteristen nicht mehr leicht zu Pferde steigen. Nachdem diese Petenten beruhigt worden, mußte der Oberförster getröstet werden, der sich bitter über die auf dem Bruderholze bivouacierenden Aargauer beschwerte, daß sie die Rinde einer „prächtigen“ Rothanne zur Ausschmückung einer Offiziershütte verwendet hätten. Mit ernsteren Gesuchen gelangte Oberst Lichtenhahn an die Behörde. In Folge der anhaltend schlechten Witterung hatten die bivouacierenden Truppen während jener Tage einen in hohem Grade anstrengenden Dienst, so daß auf seine Verwendung hin denselben einstweilen mehr Stroh ausgeheilt und der Bau von Baracken bei den vorliegenden Schanzen in Angriff genommen wurde.

Zum Glücke verließen die Franzosen die das Leimenthal beherrschenden Anhöhen nicht, über welche der Weg nach Belfort führt und begnügten sich mit der Verstärkung ihrer Vorposten. Bald nachher trat vollständige Kriegssperre zwischen der Schweiz und Frankreich ein und wurde jeglicher Verkehr zwischen den beiden Ländern aufgehoben. Der Markt in unserer Stadt war zu jenen Tagen sehr schlecht versehen: die Neudörfer blieben mit ihren Gemüsen weg und die einheimischen Gärtner forderten, von diesem Umstände Nutzen ziehend, wie Rathsherr Abel Merian mitten in einem offiziellen Schreiben an Bürgermeister Wieland klagte, für ihre Produkte „unverschämte Preise“.

Inzwischen hatte die große verbündete Armee unter dem Fürsten von Schwarzenberg endlich ihren Aufmarsch am Oberrheine vollendet und stand bereit, den Vormarsch nach Frankreich anzutreten. Aber bevor derselbe erfolgen konnte, war Dank dem alten Marshall Blücher der Krieg bereits entschieden. Raum hatten die Glocken Hüningens

ausgeklungen, welche den Sieg Napoleons bei Ligny verkündigten, als am 23. Juni die schweizerischen Kanonen und die Geschütze der am Rheine stehenden Verbündeten dessen am 18. Juni erfolgte Niederlage bei Waterloo feierten. Wenige Tage später, am 25. Juni, traf eine Depesche von Lecourbe mit der Anzeige ein, Napoleon habe der Regierung entsagt, man unterhandle wegen des Friedens.

Durchmarsch der
Verbündeten.

Fast gleichzeitig mit dieser Depesche Lecourbes betraten aber die Spalten der verbündeten Armeen gemäß dem Anfangs Juni vereinbarten Vertrage den schweiz. Boden, um über denselben nach Frankreich vorzudringen.

Behufs Beschleunigung des Marsches war der Bau zweier Schiffbrücken bei Grenzach und bei Wylen angeordnet und verfügt worden, daß die Corps gleichzeitig über diese, sowie über diejenige von Basel in der Nacht oder in den ersten Morgenstunden des 26. Juni vordringen sollten. Allein der hochgeschwollene Strom hatte die Arbeiten an den Brücken so sehr verhindert, daß dieselben erst bei hellem Tage überschritten werden konnten. Morgens etwa 7 Uhr passierte Erzherzog Ferdinand mit den ihm unterstellten Truppen die hiesige Brücke, formierte dieselben hinter den schweiz. Vorposten zum Angriffe auf die feindliche Stellung und griff gegen 9 Uhr die bei Burgfelden stehenden Franzosen an. Nach heftigem Geplänkel — das Geknatter des Gewehrfeuers war in der Stadt deutlich vernehmbar — zogen sich die letzteren nach der Höhe von Trois Maisons zurück. Eine Anzahl Basler Bürger waren mit ihren Knaben der Kolonne gefolgt, um sich ein Gefecht in der Nähe anzusehen; aber eiligst kehrten sie zum heimischen Heerde zurück, als die Besatzung Hüningens einige Bomben gegen die Burgfelder Straße sandte. — Da aus verschiedenen Häusern Burgfeldens und anderer Dörfer auf die vormarschierenden Soldaten geschossen worden, ergieng der Befehl, zur Strafe hiefür die betreffenden Wohnungen einzusäubern. Eine zweite Colonne der Verbündeten hatte die Brücke von Rheinfelden benutzt und rückte über eine bei St. Margarethen geschlagene Brücke gegen das Elsaß vor.

Im Allgemeinen fand dieser Durchmarsch ohne erhebliche Belästigung der Bewohner statt: mit Einquartierung wurde die Stadt möglichst verschont; in der Regel wurden nur die höheren Offiziere in die Bürgerhäuser eingelagert. Bloß der Besitzer des Rothen Hauses in der Hardt, auf dessen Eigenthume eine Division ihr Bivouac bezogen hatte, mußte für die hiebei erlittenen umfangreichen Beschädigungen entschädigt werden.

Am gleichen Tage, den 26. Juni, wurde die Festung Hüningen durch die Verbündeten eingeschlossen. Mit der Leitung dieser Blocade und der Belagerungsarbeiten der oberrheinischen Festungen war Erzherzog Johann beauftragt, welcher sein Hauptquartier in Basel, in dem nun St. Petersplatz 13 bezeichneten Hause nahm. Die speziell zur Blocade Hüningens bestimmten österreichischen Truppen, vier Bataillone, zwei Escadronen und eine Dreipfünder-Batterie standen unter Feldmarschallieur. Mariaffi. Die öster-

reichischen Posten, die allmälig durch Verschanzungen verstärkt wurden, dehnten sich von Neudorf längs der Südfront der Festung bis zum Lysbühel aus und schlossen sich hier an die schweizerischen an, die sich bis zum Rheine hinzogen. Noch konnte aber bei dem Mangel jeglichen groben Geschützes mit der Belagerung nicht begonnen werden; man musste sich mit einer engen Einschließung Hüningens begnügen.

Bevor wir die Belagerungsarbeiten besprechen, müssen wir kurz der Bewegungen der an den westlichen Grenzen stehenden eidg. Armee gedenken. Da es mehrfach vorkommen war, daß französische Partheigänger den schweizerischen Boden überschritten und unbewachte Dörfer überfallen hatten, stellte General von Bachmann das Begehran an die Tagsatzung um die Erlaubniß, auf das französische Gebiet vorrücken zu dürfen, um durch Besetzung einiger hiezu geeigneter Stellungen das eigene Gebiet wirksamer schützen zu können. Die Tagherrn, in der bestimmten Voraussetzung, es handle sich um eine rein defensive Maßregel, ertheilten ihm die Vollmacht: „gedachte Positionen“ in Besitz zu nehmen. Aber im Hauptquartiere des Generals brannte man vor Begierde, den Eifer für die „gute Sache“ bekunden zu können. Man beschloß sofort, mit drei Divisionen in das Hochburgund einzumarschieren. Es verdient dieser Zug, im Rücken der siegreich vordringenden verbündeten Armee, die Bezeichnung eines „Don Quichote-Streiches“, wie sich Abel Merian ausdrückte. Obschon für die Verpflegung der Soldaten in keiner Weise genügend vorgesehen worden war, was doch bei den Bewegungen in jener Gegend unbedingt nothwendig gewesen wäre, beeilte man sich, die Truppen vorzuschicken. Bereits am 2. Juli rückte Oberstlieut. von Gatschet von Cheveney aus gegen Blochmont, jene alte in unserer baslerischen Geschichte oft erwähnte Bergfeste und zwang die schwache Besatzung zur Capitulation. Am 5. Juli Nachts nahm die Brigade Girard ihr Quartier in Pontarlier, während andere Abtheilungen Hospitaux Vieux auf der Straße nach Salins besetzten und die Division Fueßly bis Mortau und St. Hippolyte vordrang. So sehr war der General für diesen Vormarsch eingenommen, daß er kein Bedenken trug, die Mehrzahl der vor Hüningens liegenden eidg. Truppen hiezu zu verwenden. Die Division d'Affry mußte, nachdem sie am 29. Juni auf dem Aßschwyler Felde von Erzherzog Johann inspiciert worden war, die hiesige Gegend verlassen und durch das Münsterthal gegen Burgund marschieren. Zur Bewachung Basels blieb einzige die sehr reduzierte Brigade Lichtenhahn mit der baslerischen Artillerie-Compagnie Preiswerk zurück. Die baslerische Cavallerie-Compagnie Landerer hatte der Division folgen müssen. — Dieser Marsch außer den Grenzen des eigenen Landes erregte aber sowohl unter den Truppen, als im Innern der Schweiz mannigfache Gährung und Unzufriedenheit. In der Brigade Schmiel brach offene Meuterei aus; sechs Bataillone weigerten sich, den schweiz. Boden zu verlassen und traten eigenmächtig in größter Unordnung den Heimmarsch durch die Ruchenette nach Biel an. Dort gelang

Die schweiz. Armee überschreitet die franz. Grenze.

es dem Oberstquartiermeister Finsler, welcher mit dem Hauptquartiere nicht ganz übereinstimmend das Commando der Armee-Reserve in der Schweiz führte, durch rasch aufgebotenen Landsturm die Meuterer zum Halte zu zwingen, einige hundert der ärgsten Schreier gefangen zu nehmen und den Rest der Mannschaft zur Rückkehr zu bewegen. Dieser Auftritt bestimmte die Tageszübung, dem weiteren Vorgehen des Generals einstweilen Halt zu gebieten und bald darauf eine starke Reduction der Armee vorzunehmen. General von Bachmann sah sich hiernach zur Niederlegung seines Commandos veranlaßt und wurde durch Oberstquartiermeister Finsler ersezt, der den Rückmarsch der Truppen aus Frankreich und deren Entlassung leitete. Wie wenig gerechtfertigt dieser Zug gewesen, beweist die Thatsache, daß einzig auf den Vorposten einige Scharmützel mit Partheigängern stattgefunden hatten, in den meisten Ortschaften aber die Schweizer mit weißen Fahnen und als Freunde des wieder nach Paris zurückgekehrten Königs Ludwig XVIII. waren begrüßt worden.

Ob schon, wie erwähnt, durch die Verbündeten die königliche Regierung in Frankreich wieder eingesetzt worden war, und wiederum die Tricolore dem weißen Lilienbanner hatte weichen müssen, leisteten immer noch eine Anzahl Festungen an der Westgrenze Widerstand; unter ihnen Hüningen, dessen Commandant, General Barbanègre, ein alter, tapferer Offizier, den am 11. Juli zwischen den französischen und verbündeten Heerführern abgeschlossenen Waffenstillstand nicht anerkennen wollte.

Hüningen.

Die Festung Hüningen, in den Jahren 1679 bis 1683 durch den berühmten Ingenieur Vauban angelegt, bildete ein bastioniertes Fünfeck, dessen längste Seite dem Rheine zugewandt war, mit aus starkem Mauerwerk aufgeföhrten Wällen. Vor dem Graben lagen sog. Hornwerke, die wieder durch vorgeschoßene Lünetten gesichert wurden. Das äußerste Vorwerk gegen Basel zu, nur etwa 7000 Fuß von der St. Johannvorstadt entfernt, bildete eine erst im Jahre 1815 aufgeworfene starke Schanze, zu Ehren des im Jahre 1796 bei der Vertheidigung des Brückenkopfes gefallenen Generals Abatucci nach seinem Namen benannt. Früher diente Hüningen mittelst des am rechten Rheinufer und auf der Schuster-Insel angebrachten Brückenkopfes den nach Deutschland vordringenden französischen Armeen gleichsam als Ausfallspforte und anderseits bei einem Rückzuge als Stützpunkt. Aber dieser Brückenkopf war 1797 nach einer langen Belagerung durch Erzherzog Carl von Österreich geschleift und seither nicht wieder aufgebaut worden. Die Belagerer konnten somit mit ihren Arbeiten bis nahe an das Rheinufer vorrücken. Die Besatzung der Festung bestand aus Marine-Artillerie, einiger Linien-Infanterie, Douaniers, Gensdarmen und zusammengetrommelten Nationalgardisten, im Ganzen ca. 1800 Mann.

Den Durchmarsch der Verbündeten durch die Stadt über die Rheinbrücke hatte Barbanègre gar nicht, den Marsch der feindlichen Colonnen auf der Burgfelder Straße

nur schwach, durch wenige Schüsse zu stören gesucht. Dafür ließ er, ohne irgend welche vorangegangene Anzeige, am Abend des 28. Juni die Stadt Basel aus der Abatucci-Schanze mit Bomben und Granaten bewerfen. Wohl richtete diese Beschleßung, weil den Geschossen wegen der für die damaligen Geschütze großen Entfernung keine bestimmte Richtung gegeben werden konnte und die meisten derselben in der Luft zerplatzen, sehr geringen Schaden an; aber sie verbreitete in der Stadt allgemeine Bestürzung und Verwirrung. Die Bewohner der St. Johannvorstadt flüchteten sich, so gut es ging, nach den östlich gelegenen Quartieren; wer es vermochte, floh in die benachbarten Dörfer. — Durch Erzherzog Johann, vor dessen Wohnung an jenem Abende eine Bombe platze, zur Rede gestellt, suchte Barbanègre diese Maßregel durch die Behauptung zu rechtfertigen, die Basler hätten Burgfelden angezündet und deswegen sei er berechtigt, Gegenrecht zu halten. — Die folgenden Tage verflossen ruhig; man hielt die Gefahr für beseitigt, den Zorn des alten Franzosen für beschwichtigt und kehrte allmählig wieder in die verlassenen Wohnungen und zu den täglichen Geschäften zurück. Auf den Vorposten fanden zwar zwischen den Belagerern und den Franzosen einige kleine Scharmützel statt; doch fühlten sich beide Theile zu schwach, um irgend etwas Ernstliches zu unternehmen. Plötzlich begannen am Nachmittage des 26. Juli wieder die Geschütze der Abatucci-Schanze Bomben und Granaten nach Basel zu schleudern. Diesmal wurden fast alle Quartiere der Stadt von denselben betroffen; einzelne derselben verirrten sich bis in das St. Albanthal. Noch steckt eine Kugel in einer Mauer des Gäßleins, das von der St. Johannvorstadt zur Spitalstraße (Lottergasse) führt. Aber auch diesmal zündete glücklicher Weise kein Geschöß und verursachte auch diese Beschleßung, bei welcher etwa 50 Hohlkugeln in die Stadt geworfen wurden, gleich der ersten mehr Schrecken als Schaden. Erzherzog Johann bemühte sich nun, einen Waffenstillstand zum Abschluße zu bringen, und ließ dem Festungscommandanten das Anerbieten zukommen, einen seiner Officiere nach Paris zu senden, um sich Verhaltungsmaßregeln zu erbeten. Aber General Barbanègre lehnte alle diese Vorschläge ab. In seiner Antwort führte er aus, die Österreicher führen den Krieg nach Kriegsgebrauch, die Schweizer hingegen gegen Privateigenthum; sie seien die Anstifter gewesen des Brandes von Burgfelden, auch hätten sie in der verflossenen Nacht die dem Maire Blanchard von Hüningen gehörige Schiffsmühle auf dem Rheine zerstört, er habe nur zeigen wollen, daß er den Baslern mehr Schaden zufügen könne, als diese den Franzosen. Er werde das Bombardement daher mit aller Kraft erneuern, wenn ihm die Stadt Basel nicht bis zum 1. August eine Entschädigung von Fr. 250,000 in Geld und Fr. 50,000 in Schuhen, Hemden, Neberröcken &c. zusende. — In Folge dieser Anschuldigung wurden die schweizerischen bei Klein-Hüningen aufgestellten Vorposten genau nach dem Vorfalle mit der Schiffsmühle verhört und ermittelt, daß die Thaue der auf dem Rheine schwimmenden, von

Basel wird bombardiert.

einem französischen Posten besetzten Mühle in der Nacht vom 25./26. Juli durch die Franzosen waren abgeschnitten worden, wahrscheinlich um mittelst dieses Fahrzeuges die österreichische Rheinbrücke bei Rheinweiler zu durchbrechen.

Die Regierung wies daher die ungerechte Beschuldigung zurück und verweigerte entschieden jegliche Zahlung. Von der Stimmung unter der Bürgerschaft Basels giebt der folgende durch Herrn Pfarrer Leucht dem Rath gewidmete Zuruf Kunde:

Bahltet Ihr, Ihr ständet auf der Schwelle
Eurer Schande! Schicket doch zurück
Jenem Corsen — Auswurf aus der Hölle
Statt des Geldes — den verdienten Strich!

Seinerseits traf Erzherzog Johann die erforderlichen Maßregeln, um dem französischen Befehlshaber Ernst zu zeigen. Vor Eintreffen seines schweren Geschützes, dessen Transport sich über die Gebühr verzögerte, vermochte er nicht mit den Belagerungsarbeiten zu beginnen; er mußte sich begnügen, drei Batterien zu errichten, die mit Mörfern und 24-Pfündern aus den Zeughäusern Basels und Zürichs armiert, bestimmt waren, die Geschütze der Abatucci-Schanze zum Schweigen zu bringen, sobald ein nochmaliges Bombardement Basels aus derselben versucht würde. Die eine dieser Batterien wurde bei der Einmündung der Wiese in den Rhein, die beiden andern bei dem Dorfe Klein-Hüningen errichtet. Zugleich stellte Erzherzog Johann das Verlangen an die Tagsatzung, die schweiz. Truppen, welche bisher ruhige Zuschauer der Plänkelierei geblieben waren, thätig bei der Belagerung mitwirken zu lassen und sicherte förmlich die Schließung dieser die Stadt Basel beständig bedrohenden Festung zu, sofern die Schweizer an deren Einnahme Theil nehmen würden. Die Tagsatzung entsprach diesem Ansuchen willig und stellte dem österreichischen Oberbefehlshaber etwa 4700 Mann, eingetheilt in die Brigaden Lichtenhahn und Hef, später von Courten, im Ganzen 10 Bataillone, 3 Artillerie-Divisionen (Compagnien) unter Obersten von Göldlin, zwei Scharffschützen-Compagnien und die baslerische Cavallerie zur Verfügung.

Belagerungs-
Arbeiten.

In den ersten Tagen August traf endlich der erste Geschütz-Transport in Weil ein und konnten die erforderlichen Arbeiten in Angriff genommen werden. Das Hauptlager der österreichischen Truppen ward hinter Burgfelden ausgesteckt; einige Bataillone cantonierten in den benachbarten badischen Dörfern, während die schweizerischen Abtheilungen in Basel und dem Birsthale untergebracht wurden. Das ganze Belagerungs-Corps hatte eine Stärke von ca. 16,000 Mann.

In der Nacht vom 17./18. August begannen gleichzeitig auf beiden Rheinufern die Belagerungsarbeiten; während auf dem rechten Ufer die Österreicher vom Lyßbüchel her gegen die Abatucci-Schanze einen Laufgraben aufwarfen, wurden auf der linken Rheinseite 1600 schweiz. Infanteristen nebst 800 Österreichern zum Ausgraben eines

Laufgrabens verwendet, welcher sich vom Otterbache — in dem dortigen Landhause wurde die Ambulance, der erste Verbandplatz eingerichtet — bis jenseits Klein-Hünings und rheinabwärts längs dem Ufer hinzog. Bekanntlich bezeichnet man mit dem Ausdruck Laufgraben, Tranchéen, Wege, die gegen das Angriffsobjekt gerichtet, mehrere Fuß in den Boden eingeschnitten sind, wobei die ausgeworfene Erde gegen die feindliche Seite aufgeschüttet wird, so daß die Belagerer, unbemerkt vom Feinde, mit den vorliegenden, an diesen Graben sich anschließenden Batterien verkehren können. Obgleich die Nacht mondhell und Geräusch wegen des Kiesbodens, in welchem man arbeitete, nicht zu vermeiden war, bemerkten die Franzosen diese Arbeiten doch erst nach Verfluss von 3 Stunden; sofort eröffneten sie ein lebhaftes Gewehr- und Artilleriefeuer gegen die Belagerer, jedoch ohne erheblichen Schaden anzurichten. Am Morgen des 18. August war der Graben bereits soweit vollendet, daß der Mann darin gedeckt war. Die Arbeiten auf dem linken Rheinufer waren nicht gestört worden. — Rastlos wurden nun von sich stets abwechselnden Truppen die Arbeiten fortgesetzt und Tag und Nacht unermüdlich die Erweiterung der Laufgräben und die Errichtung der Batterien betrieben. Eine treffliche Verwendung fanden die schweiz. Scharfschützen. In der Nacht vom 19./20. August war ein Jägergraben unter dem heftigsten, zum Glücke unschädlichen Kartätschfeuer der Festung zu ihrer Postierung auf der Schuster-Insel aufgeworfen worden; sobald sie sich in demselben festgesetzt, durfte sich kein Franzose mehr auf den Wällen blicken lassen. Die Vertheidigung von Klein-Döttingen (vide 49 Neujahrsblatt pag. 15), sowie diese bei Hüningens geleisteten erfolgreichen Dienste haben wesentlich zum Rufe unserer Scharfschützen im In- und Auslande beigetragen.

Nachdem in der Nacht vom 21./22. August die Batterien bei Klein-Hüningens vollendet, die Geschütze eingefahren und aufgestellt worden, begann am 22. August Morgens 10 Uhr die Beschießung der Festung. Auf besondern Befehl des Erzherzogs Johann hatte der baslerische Artillerie-Hauptmann Lukas Preiswerk die Ehre, das Feuer zu eröffnen. Aus dem von Basler Kanonieren bedienten Zürcher Mörser Apollo — früher wurden die Geschütze getauft, nicht wie jetzt einfach numeriert — flog die erste Bombe gegen Hüningens; die Diana folgte dem Bruder alsbald und sofort spieen alle Geschütze aus 14 Batterien, von welchen 5 durch schweiz. Artilleristen besetzt waren, ihre Geschosse gegen die Abatucci-Schanze und gegen die Festung. Es dauerte geraume Zeit, bis die Franzosen das Feuer erwideren konnten.*). Nach einer etwa halbstündigen Beschießung flog die Munitionskammer der Abatucci-Schanze in die Luft und wurde die Besatzung

Beschießung der Festung.

*) Das von der Hand unseres geschätzten Künstlers, A. Landerer, gezeichnete Bild, welches dieses Blatt schmückt, stellt den Dienst unserer Kanoniere bei den von ihnen bedienten Mörsern dar; links im Hintergrunde steht, von seinem Ordonnanz-Offizier, Nikolaus Bernoulli begleitet, Oberst Lichtenhahn, dem ein österreichischer Dragoner eine Meldung bringt.

gezwungen, dieselbe zu verlassen und sich in das rückliegende Werk zurückzuziehen. Barbanègre suchte an Basel hiefür Rache zu nehmen und schickte eine Anzahl Bomben nach der Stadt, von welchen eine in der St. Johann-Vorstadt platzte und einen Knaben tödete. Am Abend des 22. setzten sich die Österreicher in den Besitz der verlassenen Abatucci-Schanze und errichteten jenseits derselben eine Batterie gegen die Festung. In der Nacht, während welcher beidseits das Feuer nur schwach unterhalten wurde, besserten die Belagerer ihre Werke aus und am 23. Morgens begann die Beschleßung auf's Neue. Auch an diesem Tage bemühten sich die Belagerten, einige Bomben nach Basel zu jagen: eine derselben schlug in das ehemalige Johanniterhaus neben dem St. Johannthor ein, drang durch alle Stockwerke bis in den Keller, wo sie zerplatze; eine zweite beschädigte den Seidenhof. Während des 23. August hatten die Belagerer auf dem linken Rheinufer einige neue Batterien aufgeführt, zugleich die von den Baslern bedienten alten Schweizer-Mörser, welche bald dienstuntauglich wurden, durch andere ersetzt, so daß am 24. Morgens die Festung mit einem Hagel von Geschossen überschüttet wurde. Dies bestimmt endlich Barbanègre, einen Waffenstillstand zu begehrn, der gerne gewährt wurde. Am Abend des 24. August herrschte feierliche Stille in beiden Lagern. Die Unterhandlungen begannen am 25. und führten am 26. Abends zu einer Vereinbarung, laut welcher die Festung am 28. den Belagerern übergeben werden sollte. Am 27., an einem Sonntage, strömte die Bevölkerung Basels, glücklich, der drohenden Gefahr entronnen zu sein, nach dem Lager, um sich die Belagerungswerke und die von den feindlichen Geschossen angerichteten Verheerungen anzusehn, welche namentlich in Klein Hüningen sehr erheblich waren. Tags darauf am 28. August verließ die französische Besatzung Hüningen und streckte auf der Straße nach St. Louis das Gewehr; darauf ritt der österreichische Befehlshaber an der Spitze von etwa 6000 Mann, worunter einige schweiz. Abtheilungen sich befanden, in die eroberte Stadt ein, welche in ihrem Innern grause Spuren der Verwüstung aufwies. Die glückliche Beendigung der Belagerung wurde am 29. festlich begangen. Erzherzog Johann inspizierte die auf dem Felde bei Bloßheim aufgestellten Truppen, an die Inspection schloß sich ein feierliches Hochamt mit Absingung des Te Deum laudamus und schließlich wurde den Truppen Extra-verpflegung, Braten, Würste und Wein verabfolgt. Die Bewirthung der eidg. Truppen geschah auf Kosten Basels; es war kein schlechter Tropfen Gilser, der dort ausgeschenkt wurde: der Saum kam auf 60 alte Franken zu stehen. In den folgenden Tagen traten die eidg. Truppen mit dem Bewußtsein treu und manhaft erfüllter Pflicht ihren Heimmarsch an. Ihre Verluste waren sehr unbedeutend: außer einigen Verwundeten zwei Tode. Von Baslern wurden zwei Offiziere, Infanterieleutnant Frey und Artillerie-lieutenant August Wieland verwundet und ein Kanonier getötet.

Erzherzog Johann hatte durch sein Benehmen so sehr die Herzen der Bürgerschaft

gewonnen, daß diese durch ein großes Fest ihm und seinen Offizieren den allgemeinen Dank bezeugen wollte. In größter Eile wurde der St. Petersplatz zu einem Festplatz umgewandelt: in der Mitte ein Musik- und Tanzsaal, bei dem Stachelschützenhause ein Speisesaal erbaut. Das am 4. September 1815 gefeierte Fest zu Ehren des „Herrn“ Erzherzogs, wie man sich höflich ausdrückte, hat in dem Leben unserer Großmütter eine zu große Rolle gespielt, als daß wir seiner nicht mit einigen Zeilen hier gedenken müßten.*)

Ein römischer Triumphbogen mit der Inschrift: „das dankbare Basel dem Erzherzog Johann“, empfing die Kommenden: dräuend umgaben ihn Mörser aus der Festung Hüningen — riesige Blumensträuße bergend. In der Mitte des durch 24,000 Lampions beleuchteten Platzes befand sich der von 24 krystallenen Kronleuchtern erhelle Tanz-Pavillon. Als der gefeierte Prinz denselben betrat, empfing ihn ein Frauenchor mit einer von Herrn Pfarrer Leucht gedichteten Festcantate; die prachtvollen Stimmen der Jungfrauen Haas und Streckisen — in dem gut bürgerlichen Basel kannte man das abscheuliche Wort „Fräulein“ nicht — entzückten die Zuhörer. Der vom Tanzsaale zum Speise-Pavillon führende Weg war mit alten Rüstungen und Trophäen aller Art geschmückt. Ein Transparent, das die Sonne, schweres Gewittergewölbe verjagend, darstellte, zierte den Eingang und verlieh mit folgenden schmucklosen Versen der allgemeinen Gesinnung Ausdruck:

Borüber ist das Wetter!
Gesegnet sei der Netter!
Vivat Johann!

Fest auf dem
St. Petersplatze.

Während der Tafel erschien ein in die schweizerischen Kantonstrachten gekleideter Chor von Bauern und Bäuerinnen, begrüßte unter Gesang und dem Klange des Alphornes den Fürsten, dessen Tugenden Provisor Riedtmann, als alter Berner gekleidet, in heimischer Mundart pries, und überreichte ihm allerhand ländliche Producte, als Käse, Butter, Honig u. s. w. Eine milde Spätsommernacht begünstigte das schöne Fest, das erst mit der aufgehenden Sonne sein Ende nahm, was in Basel damals ein ganz unehörtes Ereigniß war.

Kurze Zeit nachher zog Basel nochmals das Festgewand an, um den aus Frankreich zurückkehrenden Kaiser Franz mit Ehrenpforten, Glockengeläute und Illumination zu empfangen; dann kehrte allmälig Alles wieder in das gewohnte Geleise des bürgerlichen Lebens zurück. Am 7. August 1815 hatte die Tagsatzung, auf welcher nun auch die Abgeordneten der durch die Wiener Congreß-Akte mit der Schweiz verbundenen Kantone Wallis, Genf und Neuenburg saßen, den im Jahre 1814 vereinbarten Bundesvertrag

*.) Als Erzherzog Johann vor etwa 20 Jahren wieder unsere Stadt besuchte, war sein erster Gang nach dem St. Petersplatze gerichtet.

endlich beschwören können, und hiedurch die langen, mühsamen Verhandlungen zu einem Abschluße gebracht. Von den Wällen Hüningens donnerten die Geschütze am 18. Oktober 1815 zur Feier der Schlacht bei Leipzig zum letzten Male; unmittelbar darauf begannen die österreichischen Ingenieure das Zerstörungswerk, und der am 21. November 1815 abgeschlossene sog. zweite Pariser Friede enthielt die für Basel wichtige Bestimmung, daß Frankreich diese Festung nicht wieder aufbauen dürfe. Viele Steine ihrer Mauern wurden nach Basel verkauft und fanden hier eine friedliche Verwendung.

Mit Eifer schritt man an den Ausbau der innern staatlichen Einrichtungen; aber noch lange Jahre hindurch mußte die Schweiz unter den Folgen ihrer Uneinigkeit während der entscheidenden Epoche von 1814 leiden. Was Peter Ochs einst vorausgesagt, traf richtig ein: die verbündeten Mächte traten an Napoleons Stelle, wollten auch über sie, wie über ganz Europa, eine Art Vormundschaft ausüben, die um so drückender wurde, als ihre späteren Gesandten durchschnittlich der Liebenswürdigkeit und des Tactes eines Capo d'Istria entbehrt. Wiederum mußte man lange Zeit bemüht sein, Alles ängstlich zu vermeiden, was dem Auslande Stoff zu Beschwerden hätte gewähren können: flüsterte man sich doch in einzelnen Kreisen zu, die Mächte beabsichtigen, einen loburgischen Prinzen zum Statthalter über die Schweiz zu setzen! Es ist Basels Verdienst, daß Anfangs der zwanziger Jahre dieser auf der Schweiz lastende Alp etwas gehoben wurde, indem die Auslieferung einiger an die neu organisierte Hochschule berufener deutscher Professoren, die wegen angeblich demagogischen Umtrieben verfolgt wurden, wenn auch in sehr mäßigen Formen, doch ganz bestimmt verweigert wurde, trotz allen Mahnungen und Aufforderungen des Vorortes.

In der schweiz. Geschichte hat Basel durchschnittlich eine bescheidene Rolle spielen müssen. Seine ausgesetzte Lage, sein beschränktes Gebiet gestatteten ihm nicht, auf den Gang der Dinge einen entscheidenden Einfluß auszuüben; in richtiger Voraussicht dessen hat der Bundesbrief von 1501 ihm zur Pflicht gemacht, zwischen hadernden Bundesbrüdern zu vermitteln. Trotz empfindlichem äußeren Drucke, trotz den schwierigsten Verhältnissen hat Basel damals mit Treue, mit Aufopferung und Uneigennützigkeit diese Aufgabe erfüllt und sich hiedurch eine ehrenvolle Stellung gesichert! An uns liegt es dieses Erbtheil zu bewahren!

- XXXI. 1853. (Burckhardt, Th.) Die Bischöfe Adelbero und Ortlieb v. Froburg.
 XXXII. 1854. (Burckhardt, L. A.) Bischof Heinrich von Thun.
 XXXIII. 1855. (Hagenbach, R. R.) Die Bettelorden in Basel.
 XXXIV. 1856. (Burckhardt, L. A.) Die Zünfte und der rheinische Städte-Bund.
 XXXV. 1857. (Arnold, W., Prof.) Rudolf von Habsburg und die Basler.
 XXXVI. 1858. (Wackernagel, W.) Ritter- und Dichterleben Basels im Mittelalter.
 XXXVII. 1859. (Bischoff, W.) Basel vom Tode König Rudolfs bis zum Regierungs-
antritte Karl's IV.
 XXXVIII. 1860. (Heusler, Andr.) Basel vom großen Sterben bis zur Erwerbung der
Landschaft. 1349—1400.
 XXXIX. 1861. (Burckhardt, Th.) Basel im Kampfe mit Oesterreich und dem Adel.
1400—1430.
 XL. 1862. (Hagenbach, R. R.) Das Basler Concil. 1431—1448.
 XLI. 1863. (Fechter, D. A.) Basels Schulwesen im Mittelalter. Gründung der
Universität. Anfänge der Buchdruckerkunst.
 XLII. 1864. (Buxtorf, R.) Basel im Burgunderkriege.
 XLIII. 1865. (Bischoff, W.) Der Schwabenkrieg und die Stadt Basel. 1499.
 XLIV. 1866. (Frey, Hans) Basels Eintritt in den Schweizerbund.
 XLV. 1867. (Buxtorf, R.) Die Theilnahme der Basler an den italienischen
Feldzügen.
 XLVI. 1868. (Hagenbach, R. R.) Johann Dekolampad und die Reformation in Basel.

3. Erzählungen und Darstellungen in zwangloser Reihenfolge.

- XLVII. 1869. (Meissner, Fr.) Schweizerische Feste im fünfzehnten und sechzehnten
Jahrhundert.
 XLVIII. 1870. (Wieland, Carl) Die kriegerischen Ereignisse in der Schweiz während
der Jahre 1798 und 1799.
 XLIX. 1871. (Wieland, Carl) Dasselbe. Zweiter Theil.
 L. 1872. (Bischoff, W.) Eine Basler Bürger-Familie aus dem sechzehnten
Jahrhundert.
 LI. 1873. (Bischoff, W.) Das Karthäuser-Kloster und die Bürgerschaft von Basel.
 LII. 1874. (Heyne, M.) Ueber die mittelalterliche Sammlung zu Basel.
 LIII. 1875. (Stähelin, R.) Karl Rudolf Hagenbach.
 LIV. 1876. (Frey, Hans) Die Staatsumwälzung des Cantons Basel im Jahre 1798.
 LV. 1877. (Frey, Hans) Basel während der Helvetik 1798—1803.

Diese Neujahrsblätter, mit Ausnahme der vergriffenen Jahrgänge, können in
C. Detloff's (ehemals Bahnmaiers) Buchhandlung, Freienstraße Nr. 40, bezogen werden,
und zwar:

- 1) bis zu Nr. 54: ohne Goldschnitt zu Fr. 1., mit Goldschnitt Fr. 1.50.
2) von Nr. 55 an: " " " 1.25, " " " 1.75

